

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Nachrichten für Stadt und Land. 1866-1938 41 (1907)

181 (4.7.1907)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-722009](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-722009)

Die „Nachrichten“ erscheinen täglich, auch an den Sonntagen. — Vierteljährlicher Abonnementspreis 1 M 50 P., durch die Post bezogen inkl. Bestellgeld 1 M 92 P. Man abonniere bei allen Postanstalten, in Oldenburg in der Expedition Peterstraße 5. Fernsprech-Anschluss: Redaktion Nr. 190, Exped. Nr. 46.

Nachrichten

für Stadt und Land.

Zeitschrift für oldenburgische Gemeinde- und Landes-Interessen.

Nr. 181.

Oldenburg, Donnerstag, 4. Juli 1907.

XXXXI. Jahrgang.

Hierzu drei Beilagen.

Tagesrundschau.

Das deutsche Kaiserpaar ist in Kopenhagen eingetroffen. Die Blätter veröffentlichen warme Begrüßungsartikel.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist wieder aus Kamerun in Hamburg eingetroffen.

Der Minister A. D. von Boddiesli veröffentlicht in der Wochenschrift „Der Morgen“ einen Artikel, in welchem er eine Umlaufsteuer als Heilmittel für die Reichs- und Staatsfinanzen vorschlägt.

Gegen das Urteil im Petersprozeß wird von keiner Seite Berufung eingelegt werden. Die Münchener Künstlergesellschaft „Mutoria“ hat Eugen Wolff ausgeschloffen.

Interessante Enthüllungen über den Tucherbrief machte Dr. Peters auf einem ihm zu Ehren in München veranstalteten Abschiedsbanquet. (S. unter „Deutsches Reich“.)

Die Reichsbank, die zur Zeit Wertpapiere im Betrage von 3½ Milliarden verwaltet, hat diesmal zum Kuponabschneiden am Quartalschluß Unteroffiziere zu Hilfsdiensten hinzuziehen müssen, da die Beamten der Bank nicht ausreichten.

Die Wertzuwachssteuer ist von den Stadtverordneten in Kiel mit 15 gegen 13 Stimmen und vom Magistrat mit allen gegen 2 Stimmen im Prinzip angenommen worden.

Die hannoverschen Nationalliberalen beschließen einen Provinzialvertretertag am 1. September in Hannover abzuhalten. Dann soll auch das Bennigsen-Denkmal enthüllt werden.

Die Uebertragung des Nationalvereins auch auf Norddeutschland darf als gescheitert angesehen werden. (S. „Deutsches Reich“.)

In der römischen Kammer erinnerte der Präsident an die Hundertjahrfeier des Geburtstages Garibaldis. Er gedachte seiner in warmen Worten. Die Sitzung fiel aus.

Der Pariser „Matin“ veröffentlicht eine von ihm als halbamtlich bezeichnete Erklärung, die eine gegen Deutschland gerichtete Provokation enthält. (S. den Artikel „Wenn das Wenn und das Aber nicht wären“ unter Deutsches Reich.)

Wegen Unruhen in Leibarde (finländischen Regiment) wurde der Kommandeur, Generalmajor Somin, verabschiedet. Mehrere Gemeine sind in den letzten Tagen verheftet worden. In den letzten Tagen sind in verschiedenen Städten Verhaftungen zahlreicher Mitglieder des revolutionären russischen Militärverbandes erfolgt.

Der Kaiser, Franzosen und Amerikaner.

Ein Rückblick auf die Kieler Woche.

Die große deutsche Sportwoche des Jahres 1907 ist abgelaufen. Unter dem Zeichen der goldenen Standarte, die den Festtagen am Ostseestrande alljährlich ihre glänzende Note verleiht, hat die Flottille die Kiem- und Kreuzerjachten, begleitet von dem stattlichen Geschwader einheimischer und ausländischer Luft- und Seefahrzeuge, die Kieler Förde verlassen: die Kieler Woche gehört heute der Geschichte an.

Ob sie darin eine bedeutungsvolle Rolle spielen wird, als die eines vorübergehenden Tagesereignisses, soll die Zukunft lehren. Vieles wir mit unseren Blicken im eigenen Lande, so werden wir nicht übersehen können, daß die Kieler Woche 1907 sich zum wenigsten als eine weit sichtbare äußere Zeitmarke auf dem Entwicklungsweg der inneren Politik Deutschlands und Preußens darstellt; denn Sportfest und Ministerwechsel stehen auf demselben Blatt geschrieben. Nichts wir aber unter Auge über die heimischen Grenzpfähle hinaus, so dürfen wir der Ueberzeugung sein, daß die letztverfloffenen vierzehn Tage unserer Beziehungen zum Ausland nicht allein keinen Abbruch getan, sondern auch ein Stimmungsmilieu geschaffen haben, in dem ehrlicher Wille auf allen Seiten der gegenseitigen Verständigung unter den Völkern zu erwünschtem Gedeihen zu verhelfen vermochte. So dürfen wir vorläufig annehmen, daß die hinter uns liegende deutsche Sportwoche zum minderen nicht ganz ohne Rückwirkung auf die Gestaltung unseres Verhältnisses zum Auslande verlaufen ist.

Wenn diese Annahme sich nicht als Täuschung erweisen sollte, so würde ein eventuelles realpolitisches Resultat, nicht weniger als der gegenwärtige Einflußsinnus der franzö-

ischen Presse für die Persönlichkeit des deutschen Kaisers, im letzten Grunde einem Paar Bootsplanken zuzuschreiben sein. Um einen ihm im vorigen Jahre in französischen Gewässern entrisenen Kienpreis zurückzuerobern, fandte der vornehme Jachtclub „de France“ seine „Ar-men“, die ihren Zweck schon nach zweimaligem Wettkampf mit der deutschen „Galea“ erreicht sah. Ein Resultat, das, beiläufig gesagt, so stolz man auch auf die Lichtigkeit der eigenen Kienflagge allezeit sein möchte und sein darf, im Interesse der Internationalität der Kieler Woche nur befriedigen kann. Wird es doch den französischen Sportsmännern unangenehm abgeschnitten hatten, Lust und Mut zur Wiederkehr stärken. Aber die „Ar-men“, der die Coupe de France wieder zugefallen, kam nicht allein; in ihrem Gefolge traf eine stattliche Zahl französischer Jachten ein, um die blau-weiß-rote Titelfarbe zu erhalten: die „Eulabelle“ des Herzogs von Decazes, des ersten Präbidenten vom Jachtclub de France, die „Yvonne“ der beiden Vizepräsidenten, der Herren Claudery, der für die Wettfahrten der Sonderklasse einen Ehrenpreis gestiftet, und Comte de Montague, die „Ariane“ der Herren Gallon und Georges Menier, die „Mirvana“ der Gräfin Wern, als deren Gäste sich die Grafen de Ferronnays und de Montaut, der Marquis de Ganay, die Herren Sellen und Midway an Bord befanden, ferner die „Salvator“ der Madame Hériot und Madame Kéru, die „Molomarine“, „Brada“, „Ella“ und die Kreuzer „Santal“, „Sabrenio“ des Herrn Henry Artus, die sich an den Wettfahrten aktiv beteiligten, und im Handicap Gedeihen liefen ihren Preis machte. Niemals hat Frankreich eine auch nur annähernd gleich große Anzahl Jachten nach Kiel geschickt, und alle diese Jahrgänge sind heimgekehrt, betrachtet mit einer Fülle von Eindrücken, Erfahrungen und Empfindungen ihrer Zuhörer, die sich inzwischen in den Pariser Journalen in einen einzigen einmütigen Hymnus an den unüberblichen Charme, wie A. Berget den deutschen Kaiser im „Figaro“ nennt, umgewandelt haben.

Was die Franzosen im Verkehr mit Kaiser Wilhelm II. übertrifft hat, ist neben seinem „verblüffenden“ Wissen auf allen Gebieten die absolute Beherrschung der französischen Sprache, eine Tatsache, die neben den diplomatischen Formen des Herrschers von der Gräfin de Wern und Madame Hériot über alle Maßen bewundert wurde, als die beiden Damen auf dem Gartenfest des Stationschefs Admirals von Wittich und Gaston vom Kaiser in längerer Unterhaltung gefestigt wurden. Auf jenem Fest, einer der wenigen Veranstaltungen der Kieler Woche, denen ein gnädiger Himmel lächelte, bot sich dem Monarchen überhaupt, wie kaum sonst irgendwo, Gelegenheit, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein gesellschaftliches Talent als Souverän und Mensch zu entfalten. Tausend Personen etwa waren es, die unter den alten, schattigen Bäumen des Ufergartens durcheinander wogten. Aber einen jeden Einzelnen, dem er eine Freundlichkeit schulbig zu sein glaubte, insbesondere jeden auswärtigen Gast, sei es aus Spanien, Frankreich, Belgien, England oder Dänemark, aus den Vereinigten Staaten, Argentinien oder Japan, mußte der Kaiser zu treffen und durch die Ungezogenheit zu entlassen, mit der er in den Kieler Festtagen Welt und Menschen zu nehmen gewohnt ist. Und viele von denen, die der Herrscher dort in großer Freundschaft begrüßt, hat er im Laufe der Festwoche in seinen engeren Kreis, zur Tafel an Bord der „Hohenzollern“, gezogen, auf deren Tischkarten man außer den bereits genannten manchen anderen französischen Namen lesen konnte, darunter diejenigen des Marquis de Modène, des Grafen de Postré, der Herren Briant de Laubrières, Vertreter des Club de France an Bord der „Ar-men“, und Descligny, Präsidenten des Union-Jachtclubs de France. Daß der Kaiser bei einer dieser Zusammenkünfte dem Monsieur Gaston Menier das Bild der französischen Flotte im Kieler Hafen zur Zeit des Krimkrieges schenkte, darf als Beweis für das seine Gefühl gelten, aus dem heraus der Kaiser mit der Verteilung seiner kleinen Aufmerksamkeiten stets das Rechte zu treffen weiß.

Trotz des naturgemäß lebhaften Interesses, das er den in diesem Jahr zum erstenmal in so großer Zahl erschienenen französischen Gästen widmete, lag es dem Kaiser selbstverständlich fern, über den neuen Freunden die alten zu vergessen oder zu vernachlässigen. Der Fürst von Monaco, längst Stammgast der Kieler Woche, hat mit seinen Freunden Graf Clary und Mr. Scapold Mailleau an Bord der „Hohenzollern“ und des „Meteor“ reichliche Gastfreundschaft genossen und auf seiner Yacht „Princesse Alice“ erwidert. Mit gegnortener Aufmerksamkeit wurden die bekannten Gäste von jenseits des Atlantik behandelt, unter denen Männer wie Andrew Carnegie und Mr. Armour an Bord seines folgen Dreimalers „Moniana“ nicht fehlten. Bei der Abendtafel nach der ersten großen Segregatta, zu der u. a. der amerikanische Rear-Admiral Chapin, Korvettenkapitän Conard und Commander Gibbons geladen waren, hatte der Reichsfürst Charlemagne Tower den Ehrenplatz zur Seite des Kaisers, der seinerseits nicht verfehlte, Mrs. Goelet, eine alte Freundin der deutschen Sportwoche, auf ihrer Dampfjacht

„Majma“ zu besuchen, und sich's nicht nehmen ließ, am Abend der Preisverteilung in den Räumen des Jachtclubs die amerikanischen Professoren Richards und Backovski zu begrüßen.

Klein war in diesem Jahr bekanntlich die Zahl der englischen Notabeln; aber jenseit sie erschienen waren, wie Lord Plymouth und Kapitän Dixon-Johnson von der „Gariad“ und Mr. Claud Cayley von dem herrlichen Schoner „Mela“, waren sie beim Kaiser gleich herzlich willkommen, wie der spanische Senor Claudio Albargales von der „Mouriscot“, der Generalsekretär des Kgl. belgischen Jachtclubs Grivar von der „Flandria“ oder die Dänen Baron Needy-Lott von der „Danity“ und Baron von Blitzen-Kinden von der „Noucelin-Rose“, ein alter Sportsmann, der schon 1882 mit seiner „Nixe“ auf der Kieler Förde erste Preise machte. Welch lebhafteste Aufmerksamkeit der Kaiser aber den Offizieren des argentinischen Schiffes „Presidente Sarmiento“ und vor allem dem Admiral Jinn und seinen Schiffskommandanten von den japanischen Kreuzern „Tutuba“ und „Tschitose“ hat zuteil werden lassen, ist in der breiten Öffentlichkeit um so mehr bekannt geworden, als es sich bei dem Besuch dieser von fernher gekommenen Gäste um einen Akt von geradezu politischer Bedeutung handelte.

Politischer Tagesbericht.

Deutsches Reich.

Zum Kaiserbesuch in Dänemark.

Die Begrüßungsartikel der Kopenhagener Blätter anlässlich des Besuchs des deutschen Kaiserpaars sind auf einen herzlicheren Ton gestimmt, als es sonst bei Monarchenbesuchen in dem nördlichen Lande der Fall zu sein pflegt. Soweit die Politik hineinzieht, hat ja auch Dänemark auf der Verester der Beziehungen zu Deutschland in erster Linie den Vorteil, und es hofft nicht ohne Grund, daß ihm auch beim Abschluß eines Handelsvertrages mit Deutschland weitgehendes Entgegenkommen erzeigt werden wird. Die Erwartungen gelten aber auch der preussischen Politik gegenüber dem dänischen Klement in Nordfriesland, obwohl hier bereits seit länger als Jahresfrist eine mildere Praxis in Geltung ist, deren Wirkung im deutschen Interesse als nicht durchaus erwünscht bezeichnet werden kann. Die dänische Agitation unter den „Südbjuten“ wird neuerdings ebenso ungeniert wie systematisch betrieben. Das Eingreifen ausstehenden Berlin und Kopenhagen ist zu begrüßen, es entbehrt aber nicht der preussischen Regierung der Pflicht, zu verhüten, daß im Sonnenschein dieser Verständigung sich „Auswüchse“ herausbilden, die dem Staatsinteresse schaden.

Ueber die Ankunft des Kaiserpaars in Kopenhagen und Fredensborg liegen folgende Telegramme vor:

Kopenhagen, 3. Juli. Der deutsche Kaiser, die Kaiserin, Prinz Albrecht, der König und die Königin von Dänemark, sowie die Mitglieder der dänischen Königsfamilie trafen um 6½ Uhr am 11¼ Uhr auf dem Hauptbahnhof ein. Die Herrschaften begaben sich in den geschmückten Wartesaal. Nach einer Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters erfolgte die Abreise im Extrazug nach Fredensborg. Auf dem Wege zum Hauptbahnhof durch die Stadt wurden sie überall mit lebhaften Gurrufen begrüßt.

Fredensborg, 3. Juli. Anlässlich der Ankunft des deutschen Kaiserpaars hat die Stadt reiche Flaggen zum Schmuck in den dänischen und deutschen Farben angelegt. Ueber dem Eingang des Wartesaales auf dem geschmückten Bahnhof war das deutsche Wappen angebracht. Im Wartesaal waren die Wästen des Kaisers und der Kaiserin aufgestellt. Zu beiden Seiten des Weges vom Bahnhof zum Schloß waren Wästen in deutschen und dänischen Farben aufgestellt. — Nachdem die Herrschaften den Zug verlassen hatten, stellte König Friedrich die Vertreter der Behörden dem Kaiser und der Kaiserin vor. Der Kaiserin wurde ein großes Rosenbuket überreicht. Die Abfahrt nach dem Schloß erfolgte im geschlossenen Wagen. Um 1 Uhr nahmen die Herrschaften das Frühstück im chinesischen Saal ein, wo 15 Converses gedeckt waren. Das Gefolge und die Hofwärtenträger frühstühten im Appellsaal.

Die dänische Presse begrüßt das deutsche Kaiserpaar sehr herzlich und bezeichnet es als willkommenen Gäste des dänischen Volkes.

Wenn das „Wenn“ und das „Aber“ nicht wären.

Zum Thema der deutsch-französischen Verständigung lesen wir in der „Neuen fr. Pr.“ folgendes: „Die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich ist der Traum aller Menschenfreunde; sie wäre der größte Fortschritt in der kontinentalen Politik seit dreißig Jahren. Nichts könnte den Beziehungen zwischen den Völkern einen höheren sittlichen Inhalt geben als ein ehrlicher, ungetrübter Friede zwischen zwei großen Nationen der Hochkultur, der erleuchteten geistigen Entwicklung, die sich seit Jahrhunderten haben und bekriegen, die sich seit Jahrhunderten sich endlich die Hände reichen sollen.“

Wird das jedoch gelingen und kann der deutsche Kaiser wirklich den Erfolg seiner persönlichen Politik haben, nach dem er seit dem Beginn seiner Regierung sich sehnt? Schon in der Zeit seines Konflikts mit dem Fürsten Bis-

man war er der Meinung, man solle eine Annäherung zu Frankreich suchen, während Fürst Bismarck, von der Unzweckmäßigkeit, ja Schädlichkeit einer solchen Politik überzeugt, es Dilettantismus nannte, als der junge Herrscher zum erstenmal seinen Gedanken in der Lebenswirklichkeit zeigte, mit der er Jules Simon, den französischen Delegierten in den internationalen Arbeiterkongress, behandelte. Kaiser Wilhelm hat seit dieser Zeit sich bemüht, Frankreich und die Franzosen durch die größte Schlichtheit und persönlichen Entgegenkommen zu gewinnen. Die Katastrophe von Courrières ist noch in guter Erinnerung, was der deutsche Kaiser die weltförmigen Geisteswissenschaften zur Rettung der französischen Bergmännchen befohl. Erst im Jahre 1902 hat er auf der Nacht des Schokoladenfabrikanten Menier Walder-Rouffeu kennen gelernt und auf den französischen Staatsmann den größten Eindruck gemacht. Er hat Coquelin, Saint-Saëns, erst kürzlich den Maler Gellu und die viele andere empfangen und glänzend bewirtet. Sollte diese werbende Freundschaft, dieser rege Anteil, den Kaiser Wilhelm an allen Unglücksfällen, die Frankreich getroffen haben, genommen hat, der stets gesuchte Kontakt mit den feinsten und hervorragendsten Künstlern und Literaten ohne alle Wirkung geblieben sein? Bisher war das Ergebnis sehr gering. Die Artigkeiten wurden beinahe kühl angenommen und selten erwidert. Aber Frankreich war überall dabei, wo Deutschland ernste Schwierigkeiten und sogar Gefahren drohten. Dasselbe hätte durch seine Pläne fast einen Krieg angezettelt, und die Sachpolitik wie die Politik der Spieltheater hatte nur geringen Nutzen. Aber der Plan wird festgehalten und das System wird fortgesetzt. Ein Monarch von der Macht des deutschen Kaisers nimmt persönlichen Anteil an allem, was französisch ist, und schmückt seine Tafel zu Ehren der französischen Gäste mit Blumen, die die Farben blau, weiß, rot, die Farben der Tricolore, tragen. Wie immer die Wahrheit ist, wie immer sich der starke Zweifel über die Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland lösen mag, eine neue, wenn auch sehr flackernde Hoffnung ist in Europa doch wieder geweckt worden. Fürst Bismarck hat einmal gesagt: Wir können das Reiten der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir die Lampe darunter halten. Das paßt vollkommen für die heutige Situation. Die deutsch-französische Annäherung wäre die herrlichste Frucht, und dereinst, wenn nicht zu früh am Baum geschüttelt wird, mag sie in voller köstlicher Reife zu Boden sinken. Aber nicht heute und wohl auch nicht morgen.

Ausgleich veröffentlicht das genannte Blatt Meinungen von französischer Seite, die eine wesentliche andere Stimmung verraten. Es heißt da in einer Korrespondenz aus Paris:

„Von autorisierter Seite, die berufen ist, in maßgebender Weise über Fragen der auswärtigen Politik zu sprechen, wird ihrem Korrespondenten neuerdings versichert, daß die Verträge über Verhandlungen oder gar Abmachungen mit Deutschland, die sich an die Unterredungen des Herrn Etienne mit Kaiser Wilhelm und mit dem Reichskanzler Fürsten Bismarck knüpfen, nicht die mindeste Begründung haben. In den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ist in der letzten Zeit keinerlei Veränderung eingetreten, sie sind korrekt und höflich und sollen es bleiben. Die französische Regierung findet, daß die Interessen Frankreichs in Marokko durch die Akte von Algeiras vollständig gewahrt sind, und daß keinerlei Veranlassung vorliegt, neue Abmachungen zu treffen. Die vielfach ausgesprochene Idee, daß Frankreich für Konzeptionen in Marokko die deutschen Interessen, die bei der Bagdadbahn engagiert sind, fördern möge, wird hier nicht ernst genommen. Man erblickt darin mehr eine finanzielle Frage als eine politische Angelegenheit, und die Herren Etienne nach Konstantinopel hatten weit eher finanzielle, als politische Zwecke. Frankreich soll für die Bagdadbahn eine Anleihe bewilligen; es kann keine Rede davon sein, daß dies geschieht, und daß diese Idee ausgeführt wird, ist in erster Reihe finanziellen Interessen dienlich.“

Herr Etienne ist ein hervorragender Finanzmann, wie schon seine eben erwähnte Veranlassung an die Spitze einer der größten Verkehrsunternehmungen, der Pariser Omnibus-Kompagnie, zeigt; er hat ausgezeichnete Verbindungen in der Finanzwelt; in diesem Augenblicke zeigen seine Freunde und er selbst großes Interesse für die Bagdadbahn.

Wenn die französische Politik also in keinerlei Verhandlungen mit Deutschland eintreten wird, so wird andererseits in maßgebenden Kreisen auch Gewicht darauf gelegt, zu erklären, daß die Meinungen, es bestünde eine Spannung zwischen Deutschland und der französischen Republik, absolut unrichtig sind. Die Behauptungen, daß die Verträge mit Japan und Spanien Mißstimmung in Deutschland erregt hätten, sind gewiß nicht richtig, denn in keinem Augenblicke ist von Seiten der deutschen Staatskanzlei eine Äußerung dieser Artzueinander erfolgt.

Am Freitag wird der Minister des Auswärtigen, Richon, in der Kammer über die auswärtige Lage sprechen, wozu ihm durch die Interpellation von Deputies-Cochin Gelegenheit geboten ist. Richon wird nicht ermangeln, sich auch mit den in Europa umlaufenden Gerüchten zu beschäftigen, die eine neue Orientierung in der französischen äußeren Politik voraussetzen. Man wird dann erkennen, daß die Reise Etienne nach Deutschland einen absolut falschen Weg für die politischen Kombinationen eröffnet hat.

Das lautet anders als der Traum, den die „N. Fr.“ zuvor schilderte.

Noch anders klingt, beinahe wie eine Provokation, eine angeblich halbamtliche Erklärung des französischen Auswärtigen Amtes im „Matin“. Auf die Versicherung, wonach Fürst Bismarck die Meinung sein sollte, Unterhaltungen mit hervorragenden ausländischen Politikern, wie Etienne, könnten nur interessant und nützlich sein, wird im „Matin“ geantwortet:

„Wir fürchten, daß diese Meinung, wenn sie wirklich die des Fürsten Bismarck und der deutschen Reichsregierung ist, irrig ist. Es kann nämlich keine andere und allgemeinere interessante, keinen Bändern nützliche Unterhaltung geben, als die, welche zwischen der deutschen Regierung und Herrn Cambon oder zwischen der französischen Regierung und dem Fürsten Radolin stattfindet. Das insbeson-

dere Frankreich betrifft, so haben sein Minister des Auswärtigen und sein beauftragter Vorkämpfer die Meinung, in seinem Namen zu sprechen oder Zusicherungen zu geben oder zu empfangen. Jede Unterhaltung zwischen dem Kaiser oder dem Kanzler und einem Politiker ohne Auftrag, wäre er noch so hervorragend, mag dagegen vielleicht interessant, aber sie kann nicht nützlich sein.“

Diese „Erklärung“ ist in ihrer Form so ungeschicklich, daß sie schwerlich „halbamtlich“ sein kann. Aber sie ist immerhin ein Zeichen von einer gereizten Stimmung in Paris.

Der sogenannte „Nationalverein“

Die „Voss. Ztg.“ schreibt: „Die Übertragung des Nationalvereins auch auf Norddeutschland darf als gescheitert angesehen werden. Vorausgesetzt dafür war, daß die Führer der drei freiwirtschaftlichen Gruppen, wie es in der Heidelberger Tagung geschehen war, in den Vorstand des Nationalvereins eintreten sollten. Nachdem jedoch von Seiten der Deutschen Volkspartei der Eintritt ihrer parlamentarischen Vertrauensmänner in den Vorstand des Nationalvereins abgelehnt worden ist, dürften die Organisationen der beiden anderen freiwirtschaftlichen Gruppen ebenfalls schwerlich geneigt sein, ihre führenden Parlamentarier in den Vorstand des Vereins zu delegieren.“

Nach dem Peters-Projekt

Dr. Peters machte im Verlaufe einer Rede auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Abschiedsabend in München folgende internationale Mitteilung über den Lufteimer: „Bebel hat sich geweigert, seinen Hintermann zu nennen. Ich kenne aber diesen Mann, der Bebel das Material gegeben hat. Ich kenne die Leute, die den Lufteimer am 12. März 1896 in einem Berliner Caféhause zusammengeführt haben und am nächsten Morgen zu Bebel gegangen sind, um ihm das Material zu bringen. Wir kennen das alles, aber unter Discretion, und ich kann auch mitteilen, daß einer der beiden keine Kenntnis von der Sache um 10000 Mark veräußert wollte. Ich glaube, daß wir in der nächsten Zeit mehr über den Lufteimer zu hören bekommen, und habe das Gefühl, daß dadurch mehr Aufklärung über den ganzen Fall gebracht wird. Ich fürchte sogar, daß einer der anderen Komponenten in die Luft geht.“

In der Presse bewegen sich die Meinungen über den Prozess natürlich zwischen den beiden Extremen für und gegen Peters.

Robbielskis Finanzpolitik

Die „Geldumsage“ schreibt: „Der Staatsminister A. D. von Robbielski veröffentlicht in der letzten Nummer der neuen Wochenschrift „Der Morgen“ einen Artikel über die Finanzpolitik, dessen Unterzettel: „Das Reich“ darauf hindeutet, daß ihm noch andere folgen sollen. Er schreibt da u. a.: „Das Reich und sein größter Bundesstaat brauchen Geld, viel Geld. Das Reich für die Marine, für seine Kolonien und manches andere, Preußen für die Hauptstädte für seine Beamten, denen eine allgemeine und nicht unbedeutende Erhöhung ihrer Bezüge in Aussicht gestellt ist. In beiden Fällen handelt es sich um enorme Summen. Man denke an die Zahl von Beamten, die Preußen beschäftigt, an die Hunderte von Millionen, die das Reich allein in wenigen Jahren für Südafrika zu opfern hatte und beim augenblicklichen Status unserer internationalen Situation für die absolute Schloßfertigkeit von Meer und Wehr zu opfern hat. Wo aber ist die Deckung für so hohe Beträge? Das wir sie brauchen, ist keine Frage. Was das Reich anbelangt, so hat man vor allem fast darüber zu werden, daß jede einseitige Anspannung der Steuerhebeln auf unangenehme Empfindungen werden wird und auf betrübliche Widerstände stößt. Einseitig aber ist jede Besteuerung, die einen Erwerbszweig erheblich mehr belastet als einen anderen, handle es sich dabei nun um Rohprodukte oder um fertige Konsumartikel. Unangenehm wirkt einseitige Besteuerung schon, weil sie als ungerecht empfunden wird und jeder sagt: Warum soll gerade ich zahlen? Das kann der Andere. Und hat von seinem Standpunkte aus Recht; nur ist dem Staate und seiner Kasse damit nicht gedient. ... Aber sind wir denn heute nicht bereits ein völlig plutokratischer Staat? Ist nicht jedes große Industrieunternehmen eine kleine, in sich geschlossene Einheit mit staatlichen Formen? Können wir daher nicht von ihnen lernen? Vornehmlich von der vollendeten Form dieser Privatbetriebe, den Banken, die allesamt eine Geldumsage billiger erheben? Die Banken erheben 1/2 pro Mille, der Staat könnte zehn Pfennig pro hundert Mark als Grundquote nehmen. Bedingung freilich wäre, wenn damit wirklich Nennenswerter erreicht werden soll, daß wir Einschränkungen (wie sie in der Quittungs-, Fahrkarten-, Zonierkarten- und ähnlichen Steuern zutage traten) fernhalten. Die Leichtigkeit man zehn Pfennig aus; auf der Straßenbahn, für Ansichtskarten, für tausend kleine Bedürfnisse und Nichtbedürfnisse des täglichen Lebens; eine Statistik des Nickelumsatzes würde gewiß interessante Dinge erzählen, und selbst der sozialdemokratische Arbeiter bringt als minimale Leistung seinen Wochengroßen zur Parteilasse. Aber nicht nur allgemein, auch obligatorisch müßte die Umlaufsteuer sein, so daß keine Zahlung, für die nicht der Dolos in Form einer Kontrollmarke geleistet wäre, gültig und als geleistet zu gelten hätte. Würde die Steuer in diesem Umfange und mit dieser Strenge durchgeführt werden, so hätte man in ihr ein vorzügliches Mittel der Budgetbilanzierung, die heute so viel Schwierigkeiten und Kopfzerbrechen macht, denn der Reichstag hätte die Möglichkeit, im Bedarfsfalle den Normalatz etwas zu erhöhen, oder wenn die Quote auf elf steigen oder auf neun fallen lassen. Es leuchtet ein, daß damit der Etat eine ungemeine Elastizität erhielte, den Schwankungen der Ausgaben ein von Jahr zu Jahr leicht beschaffbares finanzielles Äquivalent entgegenzusetzen könnte, und wir wären endlich der leidigen Pflicht ledig, uns immer und immer wieder den Kopf über mögliche neue Steuern zu zerbrechen. Das ganze Gesetz ließe sich in etwa vier Paragraphen umschreiben.“

§ 1: Jede Zahlung über 5 Mark, mag sie welcher Form immer geleistet werden, unterliegt einer Abgabepflicht. § 2: Die Höhe der Abgabe wird auf einen bestimmten Prozentsatz normiert, der alljährlich durch die Organe der Ge-

gebung im Etat bestimmt wird. § 3: Jede Zahlung ist nur dann als rechtsgültig geachtet zu betrachten, wenn die ihr entsprechende Abgabe geleistet wurde. § 4: Wer zur Ausübung seines Berufes einer Konzeption bedarf, geht dieser verlustig, falls er sich der Leistung der Abgaben entzieht. § 5: Hohe Strafbestimmungen.

Da mit dieser Steuer jede Art von Geldumlauf getroffen würde, viele die Notwendigkeit spezieller Besteuerung einzelner Bevölkerungsklassen für, die bisher soviel böses Blut gemacht hat. Daß der hier vorgeschlagene Weg gangbar ist, dürfte, wie ein Blick auf England lehrt, nicht mit Erfolg zu bezweifeln sein. Und ebenso sind Volk und Regierung gleichermaßen daran interessiert, endlich einmal aus der ewigen Geldflut und Schuldenmacherei herauszukommen.

Das Projekt ist, wie Herr v. Robbielski selbst wohl zugeben wird, leichter ausgedacht als verwirklicht. Einträglich wirkt die Steuer doch wohl nur, bemerkt das „Hann. Ztbl.“, wenn eine scharfe Kontrolle besteht, denn ohne sie müßten die höchsten Strafen nicht ganz viel. Diese Kontrolle dürfte aber mit den schlimmsten Weisungsarten verbunden sein, und ganz wirksam wäre sie nur durchzuführen, wenn bei Abschluß jedes Kaufes über 5 Mark gleich ein Steuerbeamter zugezogen werden müßte.

Aus dem Großherzogtum.

Der Nachdruck unserer mit Korrespondenzen versehenen Originalberichte wird mit genauer Quellenangabe gestattet. Änderungen und Berichtigungen werden dankbar angenommen.

Oldenburg, 4. Juli.

* Vom Hofe. Der Großherzog kehrte gestern abend im Automobil von Hamburg nach Rastede zurück. Danach fand zu Ehren des dort anwesenden Vorkämpfers der Vereinigten Staaten von Amerika, Charlesmagne Tower in Berlin, und des Korvettenkapitäns Somard Berlin eine große Tafel statt, an der außer der Gesellschaft die Spitzen der Behörden teilnahmen. Der amerikanische Vorkämpfer verließ die Nacht über im Schloß zu Rastede und wird heute mittag nach Berlin zurückkehren.

Das hiesige Infanterie-Regiment Nr. 91 wird am 9. d. M. von den Schießübungen in Munster zurückkehren. An demselben Tage wird das in Rastede liegende Bataillon des Regiments Nr. 78 Oldenburg passieren, um ebenfalls in seine Garnison zurückzukehren.

R. Kirchliche Nachrichten. Die diesjährige Osterkollekte hat einen Reinertrag von 1824,39 M. gehabt, ungefähr 200 Mark mehr, als in den beiden vorhergehenden Jahren. Davon sind 1424,39 M. dem hiesigen Elisabeth-Stift, 400 M. der Anstalt Simeonstift bei Hilbesheim überliefert. Die Einführung des neuernannten Pfarrers Wessels in das Pfarramt zu Leucum ist auf den 21. d. M. angelegt. Sie wird dem dortigen Herrmann gemäß von dem Vorstande des Oberkirchenrats, dem Geh. Min. Rat von Finkh vorgenommen werden. — Am 4. d. M. feiert G. d. M. D. S. an den von seiner Urlaubsreise zurück, am 6. d. M. tritt G. d. M. R. Kamsau einen vierwöchigen Urlaub an.

* Die Errichtung einer Zwangsinnung für die Gewerbe der Klempner, Installateure, Brunnenmacher und Kupferschmiede in Stadt und Land Oldenburg wird angeordnet. Der Magistrat erläßt deshalb in der heutigen Nummer der „Nachr.“ eine Bekanntmachung.

* Der gräßliche Vorfall in Zwagermoor bildet allenthalben das Tagesgespräch, besonders am Tatorte und der weiteren Umgebung. Der erlagene Harns war als ein feinstenartiger Mensch bekannt, konnte jedoch mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter durchaus nicht überein. Dies führte manchmal zu aufgeregten Szenen. Es ist ihm dies nicht mehr unbekannt, daß der Sohn früher seinen Vater hat erschlagen wollen. Meistens soll es sich um Gelbangelegenheiten gehandelt haben, wenn Streitigkeiten entstanden. Der dem Trunke ergebene Sohn wie auch dessen Frau, welche mit Vorliebe Spirituosen zu sich nahm, mußten nicht mit Geld umzugehen und setzten einen großen Teil in Schnaps um. Auch an den Tagen vor der Tat soll das Ehepaar die meiste Zeit betrunken im Bett zugebracht und sich um die Arbeit wenig bekümmert haben. Die seitens der Gendarmen geführten Nachforschungen, wobei Polzei und G. d. M. benutzt wurden, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Wie verlautet, sollen die Tiere des Futters aus dem vermieteten Gute gefunden haben, an welchem auch noch G. d. M. hängte. Auch soll ein abgeklärter Wesenstil gefunden worden sein, an welchem man Auffälliges entdeckt haben will. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der alte Harns mit dem Wesenstil erschlagen worden ist. Doch dieses alles nur Vermutungen. Die Untersuchung wird weiteres Licht in die Angelegenheit bringen. Sehr bedauerlich ist der ganze Vorfall für die Kinder des verstorbenen Ehepaares. Die selben befinden sich in der Schule.

Von anderer Seite schreibt man uns: Eine Bestie in Wenden gestaltete sich dieser Harns sein, der, wie anzunehmen ist, seinen alten Vater erschlug. Es ist kaum zu glauben, aber wenn es nicht einwandfreie Personen wären, die den Vorfall gesehen hätten, so dürfte man es wirklich nicht an die Öffentlichkeit bringen. Man höre: der eigene Hund des Harns hat von der auf der Tat liegenden Leiche gefressen, daß dieser den Hund an die Kette legte. Als R. ins Haus trat, zog der Hund und Gehirnteile aus dem Kopfe; und man muß unbedingt den Schluß daraus ziehen, daß es absichtlich geschehen sollte, um die Spuren der Verbrechen zu verwischen, denn auch der dort verlebende Vorkämpfer, der einige Stunden nachher im Hause zu tun hatte, sah den Hund bei der Leiche liegen; es ist gewiß anzunehmen, daß der Hund die ganze Nacht an der Leiche gefressen, und davon ist der bis zur Unkenntlichkeit zerlegte Kopf und Fleisch mit Gemütsruhe soll Harns die Gehirnteile und Fleisch von der Leiche in einen Jaggenkasten gekammelt haben; diesen Kasten trug er bei seiner Abführung unter dem Arm, als er, beim „Hestertrag“ anhaltend, ein Glas Bier trank.

Wie hat der alte Harns bei seinen Kindern auszuhalten müssen! Wie oft mußte derselbe infolge der rohen tätlichen Mißhandlungen hinfallen! Nachts mußte er sich einschliefen, um vor den Nachstellungen seiner Kinder sicher zu sein; und — ist es Zufall oder Ahnung? — am Freitagnachmittage hat er sich noch bei dem Kaufmann Sille in Wobden ein Schloß geholt, und dabei gesagt, daß sein Sohn ihm den Schloß verbrochen hätte. Das gekaufte Schloß ist ja später bei der

1. Beilage

zu Nr. 181 der „Nachrichten für Stadt und Land“ von Donnerstag, 4. Juli 1907.

Der Prozeß Zimmerli

gegen Pollehn.

* Oldenburg, 4. Juli.

Die Reichstagsauflösung im Dezember vor Jahres hat für unser freundliches Städtchen Jever einen recht unangenehmen Nachklang gehabt, denn seit dem Wahlsamstag, der sich daran anknüpfend entspann und bis zum Wahlsamstag dauerte, tobte in den verschiedenen jeverischen Kreisen, namentlich in der jogen. Gesellschaft, ein heftiger parteipolitischer Streit zwischen den beiden Richtungen, die sich das Mandat streitig machten, der national-liberal-agrarischen und der freisinnigen, ein Streit, der sich schließlich auf wenige Personen reduzierte. Für weitere Streitigkeiten personifiziert sich dieser häßliche und gefährlich geführte Streit in zweifacher Weise, einmal in der Privatklage des früheren Pastors von Althum, jetzigen freisinnigen Schriftstellers Zimmerli in Berlin, gegen den national-liberalen Apolliführer Pollehn in Jever, und dann in dem Zeitungsstreit des national-liberalen Tierarztes Schiel, der sich in jener lokal Weise hinter dem Pseudonym Jero Kalkmann versteckt, gegen Zimmerli und den gleichfalls freisinnigen Proprietär Lampe in Jever. Dieser letztere, monatelang mit unermüdlicher Fleißigkeit geführte Streit hat seine Erlebung dadurch gefunden, daß der Angreifer der Herren Zimmerli und Lampe infolge einer zufälligen Gefährdung seines vorgeschobenen Strohmannes Wader in Jever seinen eigenen Namen mußte. Wie die weitesten Kreise der Jeverstadt unseres Blattes sich zu dieser Kampfesweise des Herrn Schiel stellen, das mag hier unerörtert haben. Fest steht jedenfalls, daß sie selbst unter seinen Partei- und sonstigen Freunden in Jever wenig Anklang gefunden hat. Als er in einer vielburleskeren Spitze dieser Angelegenheit im letzten Rennen zu Jever ein Pferd unter dem Namen „Jero Kalkmann“ laufen ließ, das hat es langer Beratungen im Rennverein bedurft, ehe die Erlaubnis erteilt wurde, dies Pferd zuzulassen. Geschmacksvoll hat wohl niemand diesen Streit gefunden. Als andere Abgrenzung der Affäre fand gelten vor dem Jeverischen Schöffengericht ihren hoffentlich endgültigen Abschluß. Um es kurz zu sagen: Herr Pollehn hatte Herrn Zimmerli mit dem Expatro Partisch verglichen und wurde dafür von dem Amtsgericht mit 500 Mark Geldstrafe und den Kosten des Verfahrens bestraft.

In den Einzelheiten verlief die Sache folgendermaßen:

Die Verhandlung.

In dem altbewährten jeverischen Amtsgerichts-bau, der noch aus der Zeit von Fraulein Maria stammt, in einem niedrigen Zimmer, in dem das elektrische Licht in seltsamem Gegensatz zu den schmalen Treppen und dem alten, fast nachgebundenen Gipsbildnis steht, fand gestern morgen um 10.30 Uhr die Verhandlung der Privatklage Zimmerli-Pollehn statt. Das Gericht wurde gebildet von Vorsitzender Christians, einem geborenen Jeveraner, der den erkrankten Amtsrichter Woge vertrat, und den Schöffen Landwehr, Thedmers, Widdoge und Maler Gerken-Sande. Die Parteien waren anwesend, Zimmerli wurde vertreten von Rechtsanwalt Dr. Meyer-Oldenburg und Pollehn von Rechtsanwalt Greving, ebenfalls aus Oldenburg. Der Antrag des Publikums war für Jever jedenfalls sehr stark, kaum daß den Parteien und Zeugen die nötige Beweglichkeitsfreiheit im Gerichtssaal blieb.

Der Grund zur Klage bildete eine Aeußerung des Apothekers Pollehn gegenüber dem Zeugen Wiggers, getan in der letzten Wahlnacht vom 25.-26. Januar im Hotel zum „Erbsgroßherzog“ in Jever, die nach Pollehn etwa gelaute hat: „Daß Sie Ihren Zimmerli hoch leben lassen, das ist auch nicht nötig, die freisinnige Partei kann in ihm noch ihren zweiten Partisch bekommen. Dafür hat der Amtshauptmann auch Beweise.“

Der Angeklagte Pollehn charakterisiert den Aus-

spruch als in der Wahlerregung gefallen; es habe ihm bei anderer Gelegenheit fern gelegen, Zimmerli zu beleidigen. Damals habe er ihn mit einem ungewissen und unmaßgeblichen Menschen verglichen wollen, der auch bei seinen Amtsgeschäften diskrédiert sei, namentlich infolge der Unfinnigkeiten in seinen Militärpapieren. Als der Zivilvorsitzende der Erbsgroßherzog, Amtshauptmann Drost, sich beim Hauptmedizinalrat in Wilhelmshaven erkundigte, hieß es, Zimmerli habe überhaupt nicht gedient (durch Vermittlung des Pastors Modest in Seppens in Erfahrung gebracht), was er behauptete. So lag die Annahme nahe, daß Zimmerli auf nicht ganz redhäßliche Weise zu seinen Papieren gekommen sei. Selbst Pastorenkreise befürchteten einen zweiten Fall Partisch. Er habe mit seinem Ansehen nur im Allgemeinen die Unglaubwürdigkeit Zimmerlis charakterisieren wollen. Auf die Frage des Vorsitzenden, wie er Zimmerli gerade mit einem Unfunden-fälscher und Unterhändler wie Partisch auf eine Stufe stellen konnte, antwortete Pollehn, er habe geglaubt, Zimmerli habe in seinem Leben etwas zu verderben. Nachher sei er erst rausgekommen, daß Zimmerli in Stuttgart als gewöhnlicher Soldat gedient habe. Wenn er selber das „Kajenenjohndat“ nenne, so scheine ihm darin nur eine grobe Verfehlung des Publikums zu liegen. Er sei für die national-liberale Partei, Zimmerli für die freisinnige im Wahlkampf tätig gewesen, beide an hervorragender Stelle.

Als zweiter Zeuge erscheint der Besitzer des „Hotels zum Erbsgroßherzog“, Sünze. Er hat, hinter dem Tresen stehend, das Gespräch zwischen Pollehn und Wiggers gehört und behauptet es etwa wie folgt in Erinnerung: „Mit Ihrem Zimmerli können Sie noch etwas erleben, er ist der reine (oder zweite) Partisch.“ Vom Amtshauptmann weiß er nichts.

Zeuge Wiggers erklärt, ihm gegenüber habe der Angeklagte die Aeußerung in der oben bezeichneten Fassung getan. Er habe Pollehn dann darauf aufmerksamer gemacht, er möge die Aeußerung nicht wiederholen, sonst müsse er sie dem ihm befreundeten Zimmerli mitteilen. Er wolle das Wort nicht gehört haben. Da antwortete Pollehn: „Ach was, das ist der reine Partisch, glauben Sie denn, daß seine Papiere in Ordnung sind?“. Ja, denn wenn einer ein Amt hat, so wie auch Sie und ich, dann müssen sie in Ordnung sein. „Das ist bei Ihnen und bei mir selbstverständlich, aber von diesem glaube ich's nicht.“ Wiggers antwortete dann noch, infolge der „Sut-as“-Affäre würden seine Papiere von der Behörde doch doppelt stark geprüft worden sein. Von einer Verurteilung Pollehns auf den Amtshauptmann weiß er nichts. Seine Befindungen sind sehr klar und präzis.

Als Zimmerlis Verteidiger den Zeugen nach den Aussagen von Sünze und Wiggers fragte, will Rechtsanwalt Greving das als nicht zur Sache gehörig nicht zulassen. A.-M. Meyer erklärt aber, das sei gerade wichtig, und das Gericht läßt die Frage zu. Zeuge Wiggers berichtet dann eingehend über die Ausführenden, die Pollehn schließlich abgebrochen habe mit der Erklärung, er könne nichts zurücknehmen, da er doch vielfach Gelegenheit gehabt habe, Zimmerlis Unwahrschheit zu erfahren. Er müsse bei seiner Behauptung bleiben. Daran sei der Auslegung geschert. Dr. D. M. n. e. b. darüber ein Protokoll aufgenommen.

Zeuge Gutsbecker v. Thünen a. auf Suddens erinnert sich nicht, daß Pollehn sich bezüglich des Gesprächs auf den Amtshauptmann bezogen hat.

Der Privatkläger Zimmerli erklärt, er sei seinem Gegner soweit wie möglich entgegen gekommen, trotzdem er ihn dadurch, daß er in einen Partisch, einen Spitzbuben nannte, durch das ganze Land in Beschimpfung, aber als er ihn fragte, ob er seine Verleumdungen zurücknehme, habe Pollehn entschieden verneint.

Zeuge Buchdruckereibesitzer Mettler weiß auch nicht, daß Pollehn sich auf den Amtshauptmann bezogen hat. Zimmerli habe sich öfter dahin geäußert, er habe, trotzdem er freier Schweizer sei, freiwillig gedient, um die deutschen Seerescheinrichtungen kennen zu lernen.

A.-M. Greving fragt den Zeugen, ob er auch gehört

habe, daß Zimmerli sagte, seine Hausdame, Frau Pastor Meyer, sei Haushälterin bei dem Schriftsteller Gustav Frenssen gewesen. (Zimmerli will nur gelegentlich gehäuft haben, die Dame, deren Mann Prediger in Mischgöden war, habe Frenssen öfters bemuttert.) Die Frage, die Zimmerlis Glaubwürdigkeit in Frage stellen soll, wird abgelehnt vom Gericht als belanglos.

Der Angeklagte Pollehn erklärt, Zimmerli habe das Bezirkskommando getäuscht. Dadurch sei er stütz geworden. Dann habe man ihn in der „Konfordia“, der ersten Gesellschaft Jever's, durchfallen lassen. Das sei ein ganz unerhörter Fall. Ferner habe Zimmerli seinen Seimats- und seinen Geburtschein absichtlich verwechselt. Wenn einer seine Papiere direkt fälscht, (A.-M. Meyer legt die die wiederholte Beleidigung vor Gericht fest), dann muß man auf die Idee kommen, daß etwas nicht in Ordnung ist bei ihm.

A.-M. Greving weist darauf hin, daß auch auf Seiten der Behörde Argwohn über die Militärverhältnisse Zimmerlis herrsche, daß der Amtshauptmann Drost sich wiederholt an maßgebender Stelle danach erkundigt habe.

A.-M. Meyer legt die Sache mit den Militärpapieren klar. Danach hat der Bezirksfeldwebel den Seimatschein Zimmerlis mit seinem Geburtschein verwechselt. Es ist also ein einfaches Versehen einer untergeordneten Militärperson. Wie weit Zimmerli seinem Gegner entgegen gekommen ist, geht daraus hervor, daß er sich mit einem öffentlichen Widerruf zufrieden geben wollte. In dieser Angelegenheit hat Tierarzt Schiel noch den Vermittler gemacht, und zwar damals noch für Zimmerli.

Rechtsanwalt Greving erhebt nur

Widerklage gegen Zimmerli

auf Grund eines Artikels in der Nummer vom 11. Juni der „Nachrichten für Stadt und Land“, der Zimmerlis Lebenslauf schildert. Es wird behauptet, Zimmerli selber habe diesen Artikel geschrieben, dessen Anfang und Ende Beleidigungen gegen Pollehn enthalten. Dieser wird da nämlich als schmähsüchtig und ehrabschneidend bezeichnet.

Der Widerbeklagte Zimmerli erklärt, daß er infolge der größten Angriffe des „Jero Kalkmann“, die seine Ehre beulden, der Redaktion der „Nachrichten“ seinen Lebenslauf zur Verfügung gestellt habe, nebst einigen privaten Bemerkungen, deren Benutzung er anheim gegeben hat.

Als Zeuge wird darauf Chefredakteur von Busch vernommen. Rechtsanwalt Greving fragt Zimmerli, ob er den Zeugen von der Wahrheit des Redaktionsgeheimnisses entbinden will, worauf Rechtsanwalt Meyer antwortet, die Jurisprudenz kenne kein Redaktionsgeheimnis. Zeuge von Busch erklärt, grundsätzlich nichts auszusagen über die Verfasser von Einleitungen, um das Vertrauen zu seiner pflichtmäßigen Verschwiegenheit nicht zu erschüttern. Der Vorsitzende bedeutet ihm jedoch, er sei verpflichtet, Zeugnis abzugeben, und fragt, ob Zimmerli das Eingekündete geschrieben habe, worauf der Zeuge, sich auf Zimmerlis Aussage beziehend, antwortet: „In dieser Fassung nicht.“ Ob Zimmerli denn die Ausdrücke „ehrschmähsüchtig“ und „schmähsüchtig“ gebraucht habe? Ohne Einsicht in seine Papiere kann Zeuge darüber keine Auskunft geben.

Damit ist die Zeugenvernehmung erschöpft.

Die Rechtsanwält.

Zimmerlis Vertreter, Dr. Meyer, konnte sich in seinem Plaidoyer auf die Wucht der Tatsachen stützen. Er wies besonders auf den Gang der Beleidigung und auf deren Verlauf hin. Jeder Ehrenmann fühle es als Pflicht, ein rasches Wort so schnell wie möglich wieder gut zu machen. A. aber habe nicht nur die Ausgleichsverhandlungen zum Scheitern gebracht, sondern auch heute noch in der Verhandlung eine schlimme Beleidigung wiederholt. In der ganzen Behandlung Zimmerlis in Jever seit seinem öffentlichen Eintreten für die freisinnige Partei, in dem Durchfallen in der „Konfordia“, in dem Aufbringen von allem möglichen Klatsch und Tratsch usw., scheine ein System zu liegen. Das scheint das Bestreben einer Clique

Kleines Feuilleton.

Wissenschaft, Literatur und Leben.

Siamesischer Prinzessinnenobd. Die von den europäischen Monarchen neuerdings angenommene Gewohnheit des Reisens scheint allgemein auf die Potentaten anderer Weltteile anzuwenden zu wirken. Seine Majestät König Chulalongkorn, der Beherrscher der Siamen, Laos und Malaien, unternimmt augenblicklich wieder einmal eine Tour durch Europa, dessen wichtigste Hauptstädte und Höfe er bereits früher besucht hat. Auch in Berlin und Wien gedenkt der König von Siam seine Visitenkarte abzugeben, und überall empfängt man ihn mit dem ihm lange gebührenden Ehren. König Chulalongkorn versteht es, nach außen hin ganz mit den Mächten des modernen, zivilisierten europäischen Monarchen aufzutreten. Er trägt eine Uniform europäischer Schnitts, bewegt sich auch im Gehrock und Zylinder mit Eleganz und hat sich vor einigen Wochen von Carolus-Duran, dem berühmten französischen Maler, in richtiger Regentenpose porträtieren lassen. Dabei herrschen am Hofe von Bangkok teilweise noch recht altertümliche orientalische Gebräuche. Man jagt, daß der Harem des Königs nicht weniger als 3000 Frauen enthält. Diese besitzen aber nicht etwa den Rang als Gattinnen des Königs, vielmehr hat der König eine einzige legitime Gemahlin, die Königin Sompaa. Ihrem Rang am nächsten stehen die königlichen Prinzessinnen, Salbheiligen des Königs aus Verbindungen seines Vaters mit verheirateten Frauen. Ein eigentümlicher Brauch schreibt es vor, daß die Schwägerin des Königs, die ältere Schwester, es unermüdlich bleiben müssen. Sie sind von einem vielfältigen Hofstaat von Begleiterinnen, Dienerinnen, Schaulustigen und Tänzerinnen umgeben, die ihnen die Zeit vertreiben, aber wehe ihnen, wenn sie sich auf ein Liebesabenteuer einlassen. Eine der älteren Schwestern des Königs machte sich vor einigen Jahren eines derartigen

Vergehens schuldig. Der König, der sich gerade in seiner Sommerresidenz befand, wurde davon unterrichtet. Es entzückte sich der Kenntnis, ob er freiwillig oder vielleicht erst nach innerem Kampfe und in der Überzeugung, geistigen Ueberlieferungen treu bleiben zu müssen, seinen Entschluß fakte. Tatsache ist jedenfalls, daß er den Schritt seiner Schwester ebenso grausam, so barbarisch rächte, wie es nur irgend einer seiner Vorgänger auf dem Thron hätte tun können. Er verurteilte die Unschuldige zu der „Todesart der Prinzessinnen“. Diese Todesart besteht darin, daß die Verurteilte sich selbst verhungern läßt. Und in einer Nachtstunde verbrannte man im herrlichen Garten des Königs-palastes den abgelebten Leichnam der armen kleinen Prinzessin, ohne irgend welche Zeremonie und auf einem ganz gewöhnlichen Scheiterhaufen. — Damit wir indessen uns nicht allzu sehr unseres Kulturverlustes einer derartigen Grausamkeit gegenüber rühmen, wollen wir uns daran erinnern, wie Friedrich der Große den Freiherren von der Trenn strafe, der es gewagt hatte, die Augen bis zu der Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie, zu erheben — und Gegenliebe zu finden. Er mußte dafür in jahrelanger Kerkerhaft büßen, mit Ketten belastet und nachts Stunde um Stunde geweckt, damit ihm nicht einmal der Trost des Schlafes zuteil würde. Friedrich war eben ein Despot wie andere auch.

Mascagni komponiert nicht mehr! Diese überraschende Erklärung hat er selbst einem Intervjuisten des „Nuovo Giornale“ abgegeben. Er hat sich verabschiedet, sich nicht mehr mit der Musik und nicht mehr mit dem Theater einzulassen, und zwar besonders wegen der Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Aufführung eines neuen Werkes entgegenstellen. Die Erstaufführung könnte immer nur in einem großen Theater stattfinden, und natürlich nur unter seiner Leitung; da nun aber die Kapellmeister der großen Theater ihre Kontrakte haben, nach denen sie von keinem anderen Dirigenten verdrängt werden können, so bleibt dem Maestro nichts weiter

übrig, als überhaupt zu verzichten. „Anfänglich hat dieser mein Entschluß, mich von der Kunst zurückzuziehen“, erklärte Mascagni, „mir einigen Schmerz bereitet; jetzt denke ich nicht mehr daran und bin völlig ruhig. Ich rauche, ich gehe spazieren, ich reise, ich dirigiere auch hier und da Konzerte oder meine Opern, wo mir das gestattet ist, und erlaube mich dabei vollkommenere Gesundheit.“ So ganz ernst scheint es freilich mit diesem Entschluß doch nicht zu sein; denn auf die Frage, ob er das preisgekrönte Balletto „La Festa del grano“ nun komponiere oder nicht, antwortete er: „Wer weiß das? Es ist schon etwas Gutes daran, aber ich habe auch viele Einwendungen! Und dann ist es auch unnütz, ich bin ja kein Opernkomponist mehr.“ So entschieden klingt das schon nicht mehr, und wer weiß, wie bald das Dementi dieser Erklärung nachfolgen wird.

Meer-Tagelied. nennt Eduard Engels eine Reihe poetischer Stimmungsbilder, die im Juliheft von Velhagen u. Lafings Monatsheften zur Ausgabe gelangen. Wir finden da, aus Langensdorf datiert, ein äußerst stimmungsvolles Blatt. Die Einfamkeit des Meeres, schreibt der Dichter, habe ich auf einer Inselwanderung erfahren. Es wandert sich ja so gut und leicht auf dem von der Aut hartgewallten Uferland, und unversehens ist man hundemweit aus dem Bereiche der Menschen entnommen, ganz allein mit Wellen, Dünen und Wäldern. Diesmal aber war die Wanderung besonders reizvoll. Das Meer hatte eine ganz eigentümliche Färbung, ein undefinierbares Gelbgrün, ganz unbeschreiblich, mit schweren, dunklen Schatten in den Faltungen der Wellenlänne. Darüber ein reicher Wollenshimmel, der aber mit unglaublicher Schnelligkeit sich verflüchtete, ein tiefes, ungleichmäßiges Grau und zuletzt ein schweres Violettgrau annahm, das ich nie zuvor gesehen hatte. Das Merkwürdige von allem aber war das Verhalten der Zügel: wie ein Mensch, dem die Angst das Blut aus den Wangen treibt, wurde sie fahl und fahler, und die Salme des Strands

zu sein, einen Menschen, dessen politische Richtung ihnen nicht paßt, gesellschaftlich unmöglich zu machen. Was P. als entscheidend vorbringt, ist richtig verstanden, nach Strafverfahren. Die Beleidigung ist eine öffentliche und bedarf keines Beweises. Die Unstimmigkeit über Zimmerli's Militärbefreiung gibt durchaus keinen Anlaß, zu behaupten, er habe falsche Militärpapiere eingereicht. Es ist eine — Herrn P. allerdings unbekannte — Eigentümlichkeit, daß Schweizer Eltern oder ihre Kinder beim Erwerb einer fremden Nationalität ihr Schweizer Bürgerrecht behalten. Zimmerli blieb also trotz deutscher Geburt (in Wilschdorf-Württemberg) Schweizer Bürger. Und als Schüler der Baseler Missionsanstalt genoss P. das Privileg, nur ein Jahr zu dienen, als sog. Königseinzugsjäger, wie wir hier sagen; das wußte natürlich Herr P. auch nicht und konnte so die Kunde verbreiten, Zimmerli's Militärpapiere seien nicht in Ordnung. P. hat diese Tatsachen nie verschwiegen.

In Anbetracht der Schwere der Beleidigung beantragt M.-M. Meyer nach §§ 185, 186 und 200 des Str.-G.-B. Gefängnisstrafe. Die Widerklage fällt in sich zusammen, da P. die beleidigenden Verurteilungen nicht geschrieben hat.

Kollehs Vertreter, M.-M. Grevin, legte das Hauptgewicht auf die psychologische Begründung der zugegebenen beleidigenden Äußerungen seines Klienten. Nichts sei vorbedacht oder von einer Clique vorbereitet, sondern das Ganze eine unbedachte Nebenbemerkung in dem heftig wogenden Wahlkampf; so stellt es sich für den Unterfertigten dar. Ihm sei es gelungen, 7-8 aus dem Wahlkampf herausgeworfene Fälle gütlich beizulegen; auch hier habe er sein Möglichstes versucht. Schuld liege auf beiden Seiten. P. sei aber einem Vergleich abgeneigt gewesen. Mit man ehmlich dazu befreit, so schreibt man nicht solche Briefe. (Er verliest zwei Briefe P. an Kollehs.) M. war bereit, zurückzunehmen, aber Nebenstände verhinderten es. Eine Beleidigung liegt ohne Zweifel vor, bez. der Papiere. Der Beweis der Wahrheit ist nicht angetreten worden von P., es ist auch nicht gesagt worden, daß der Vorwurf aufreht erhalten werden soll. Bei Zurechnung der Strafe ist die ganze Lage zu berücksichtigen. Zimmerli hatte sich persönlich stark mißliebig gemacht durch sein leidenschaftliches Gerortreten in der Wahl als Fremder. Sätze er schon in seinen Reden politische Klugheit gehabt, so hätte er sich sagen müssen, er handle zum mindesten unvorsichtig. Er hätte das Mißverständnis bez. seiner Militärpapiere beseitigen müssen; er hätte sich dadurch manchen Verdruß erspart. Er wolle nicht alles berechnen, was er wisse, sondern sich auf das in der Verhandlung Vorgebrachte beschränken, nicht einmal das, was in P.'s Kreisen gesprochen ist, was in Delmenhorst vorgekommen sein soll usw.; er wolle nur sagen, daß das Mißtrauen gegen P. sehr groß sei. In sofern kann man seinem Klienten keinen Vorwurf des Unvorsichtig-Glaubens machen. Als die Antwort des Stutgarters, es habe dort nur ein P. aus Württemberg, nicht aus der Schweiz, gedient, da mußte man sagen: Hier liegt etwas vor, daß das Licht scheint. Der Vergleich mit Partii ist von Hunderten gebraucht! Aber es muß soviel vergeben werden, was in der Hitze dieses letzten Wahlkampfes geschah, und es ist so viel vergeben worden, daß man hätte denken sollen, auch P. hätte annehmbare Bedingungen gestellt. P. aber hätte widerrufen, wenn er aufgeklärt worden wäre. Die Persönlichkeit P. hat auch noch in anderer Richtung zu Bedenken Anlaß gegeben — er wolle nur sagen, man habe vielfach nicht gedacht, es mit einem richtigen Pastoren zu tun zu haben. Auch nach dieser Richtung habe P. unvorsichtig gehandelt. Daß er eine Kampfnatur ist und vielleicht den schärfsten Kampf mit sich selber auskämpft, das verdient alle Hochachtung vor ihm als Charakter. Der Berufswechsel vom Pastoren zum Journalisten deutet die Kämpfe an. Menschlich begreifbar war es jedenfalls, wie P. zu seiner Meinung kam, ob man das am grünen Tisch auch nicht billigt. Nach all dem ist es doch keine Frage, daß P. nicht der ist, der ins Gefängnis muß.

Bez. der Widerklage scheint es dem M.-M. Grevin sicher, daß die beleidigenden Äußerungen von P. herrühren. Dann aber hat P. auf richtigerlicher Schutz verzichtet und die Herstellung seiner Ehre durch maßlose Verdächtigungen selber in die Hand genommen.

Der Kläger.

Seine Unstimmigkeit in Altmun bei in ein schiefes Licht gerückt, meinte der ehemalige Seelforger der kleinen reformierten Gemeinde. P. legte deshalb ein glänzendes Zeugnis aus der Gemeinde vor, wonach er sich die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde erworben hat. Man hat seine Predigten gern gehört, und er ist stets rückhaltlos für die Interessen der Gemeinde eingetreten. Dann legt P. noch einmal die Sache mit seinen Militärpapieren vor. Er habe völlig korrekt gehandelt; man sage beim Weidmann nicht mehr, als nötig sei; er könne nicht dafür, wenn der Feldwebel ihn falsch verstanden habe. „Entschuldigen Sie, daß ich ausgeht bin“, unterbrach P. sich, „aber sogar ein oldenburgischer Minister hat das für sich in Anspruch genommen, als er sich seiner Gegner nicht mehr erwehren konnte.“ Und dann schloß er mit Nach-

hafter zitterten, obgleich kein nennenswerter Wind ging. Daß aber etwas Schreckliches wirklich bevorstehe, verriet den Männern und Seefahrern, die in panischer Flucht vom Meer aufs Land geflüchtet kamen. Und dann kam's: Sturm! Ich will diesen Ausbruch von Sturm nicht zu schildern versuchen, da ich's doch nicht vermöchte. Wenig, es wurde Nacht und war ein Glück, daß die Windrichtung vom Meer aufs Land, nicht umgekehrt ging, sonst hätten mich kein Stämmen und kein Ausweichen davor geschützt, wie ein losgerissenes Blatt in die Flut hinausgetrieben zu werden. So aber ward ich in die Dünen hineingeweht und konnte hier, vor dem ärgsten Anprall geschützt, auf die tobende See hinausschauen und mit einer Vorstellung von der Stürmmacht eines einsamen Seefahrers bilden. Merkwürdig: ich empfand dabei eine wohlige, das Lebensgefühl erhöhende, alle Kräfte aufrüttelnde, eine schier laugende Einsamkeit. Ich begriff die Seemannsfamilien dieser Inselwelt, die seit Jahrhunderten ihren Tribut an Gabe und Leben entrichten und doch immer mehr aufs Festland überleben und ein festeres Landrattengewerbe ergreifen möchten. Irigendwo bei Sturm erzählt ein alter Seemann: „Wenn in Novembernächten der Sturm hier unten aus Genuß gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durchs Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergeglitten sind, das Meer, aber das vom Sturm gepöbelte Meer hier unten am Fuß unserer Wälle sehen, die alle noch hervorstehen aus den schäumenden,

Druck das Treiben gegen ihn. Man habe ihn wiederholt eingeladen, in die Konfession einzutreten, und ihn dann durchdauern lassen. Man habe ihn als Spähaben hingestellt, ihn durchs ganze Land getrieben als Partii, ohne den Schatten eines Beweises. Warum habe man nicht den Kirchenrat von Altmun, den Oberkirchenrat gefragt, warum nicht ihn selber, wenn man über seine Person im Unklaren war? Man habe ihm das Ergebnis seiner Arbeit gestohlen, ihn grenzenlos Unrecht getan, ihm seine Lebens- und Leidensgeschichte gefälscht, daher verlange er richterliche Sühne.

Duplik.

M.-M. Grevin erwidert, er füge seine Rede auf das, was hier vorgekommen sei, er rede nicht aus dem Fenster. Die Deutung P.'s scheint ihm wiederum, als wenn es doch nur eine innerlich unwahre Erklärung der Umstände sei, die den Fall hier charakterisierte. Wer sich ins öffentliche Leben stürzt, der muß auf Kampf und Verdächtigung gefaßt sein. Wer da empfindlich ist, der paßt nicht für die Öffentlichkeit, weder im Wahlkampf, noch in der Presse. Jedem Auftreten schaffte Feinde, das darf man nicht so patetistisch nehmen. P. hat manches selber verschuldet. Er, Redner, habe P.'s Unstimmigkeit nicht schlecht gemacht, sondern nur gesagt, er als Pastor habe auch die Kritik herausgefordert.

Urteil.

Nach etwa dreißigstündiger Verhandlung zieht sich das Gericht zurück, und nach einer Viertelstunde verkündet Landrichter Christian: Apotheker Kollehs wird zu 500 Mk. ev. 100 Tg. Gefängnis verurteilt und in die Kosten des Verfahrens. Von der Widerklage wird Zimmerli freigesprochen und erhält die Publikationsbefugnis für das „Zev. Wöbl.“. Für das Strafmaß kam als verhängend in Betracht die Schwere der öffentlichen Beleidigung, und daß P. sie nicht zurückgenommen hat; als mildernd, daß P. in seiner Person und daß P. gegen seiner Militärbefreiung in der Tat unvorsichtig gewesen ist.

Aus dem Großherzogtum.

Der Stadtrat unter der Vorsitzenden des städtischen Magistrats hat mit seiner heutigen Sitzung die Mitteilungen und Berichte über letzte Fortschritte der Arbeiten fest willkommen.

Oldenburg, 4. Juli 1907.

* **Spiele der Oberschule.** Vom schönsten Wetter begünstigt, wie es kaum zu erwarten war, hielt gestern die Oberschule ein Spiel auf dem Sportplatz am Gersingholz ab. Zunächst fand ein Wettkampf im Stabhochspringen, Weitpringen, Schleuderballwerfen und 100 Meter-Lauf der geübteren reiferen Schüler statt, an dem sich 38 Schüler beteiligten. 17 Schüler konnten mit einem Gefängnis, zum Zeichen des Sieges, bedacht werden; davon kamen 8 nach D I, 3 nach U I, darunter die beiden ersten, 2 nach D II, 2 nach U II und 2 nach D III. Im Hochspringen sind zu verzeichnen: im Stabhochspringen 2,70 Meter, im Weitpringen 5,30 Meter, im Schleuderball mit dem 3-Rund-Ball 45 Meter, im Laufen 12 Sekunden. Dem Turnen folgten Wettkämpfe, woran alle Klassen von Quinta aufwärts beteiligt waren. Stafettenlauf gewann Va gegen Vb, Tauziehen mit Wettkampf 40 Meter IVa gegen IVb, Schleuderball zwischen IIa und IIb blieb unentschieden mit 1:1 Punkten, Turnball gewann U IIb gegen U Ia mit 7:3 Punkten, Faustball gewann D I gegen U I mit 54:39 Punkten, Schlagball gewann D IIIa gegen D IIIb mit 28:17 Punkten und Fußball gewonnen U I und D II gegen D I mit 3:0 Punkten. Eine große Zuschauermenge, vornehmlich Schüler und Eltern, sowie Lehrer verschiedener Anstalten, hatte sich im Laufe des Nachmittags eingefunden und folgte den verschiedenen Vorführungen mit regem Interesse. Von den Behörden waren erschienen: Oberbürgermeister Tappenberg, Oberbürgermeister Calmeher-Schmedes, Stadtratmitglied Karl G. Popphagen. Nach Schluß der Spiele wurde in feierlicher Weise die Siegereverenz vorgenommen. Turnlehrer Braungardt, der Leiter der Veranstaltung, ließ die Sieger einzeln auf das Podium kommen, wo sie mit dem Gefängnis geschmückt wurden, während Herr Direktor Kräuse in einer Ansprache an die Schüler des schönen Jweides der Veranstaltung, der selbstigen Erziehung und Genuß, gedachte und den Siegern ein hoch ausbrachte, in das die Schüler begeistert einstimmen.

* **Sportfest.** Der Oldenburger Schützenhof war gestern nachmittag der Tummelplatz zahlreicher kleiner und großer Kinder, die in Begleitung ihrer Eltern hier unter Leitung des Antels Palle am munteren Spiel sich vergnügten. Unter der geschickten Führung des Veranstaltungers wurden die verschiedenartigen Spiele, wie Giertragen, Tauziehen, Wettlaufen u. a. m. ausgeführt und die Gewinner mit kleinen Geschenken belohnt. Das Hauptvergnügen bildete natürlich das Aufsteigen des Luftballons „Austria“, der gleich nach 6 Uhr aufgelassen wurde. Noch lange verfolgten die Kinder den Ballon mit ihren Blicken.

tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, wie erquickend es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen, als in der unserer kleinen, regierungslosen Mitteleuropäer! — Die „andere Hand“, das mag's sein, was dem Meere, besonders dem jaurngerücktesten, die immer neuen Betreuer wirbt. Unser binnenländisches Schicksal arbeitet zu biskret, zu spitzfindig, zu diplomatisch; es läßt manchen Leuten ihr Dasein ordentlich schicksalser erscheinen, und was kann ein tüchtiger Kerl sich Tüchtigeres wünschen, als ein herbstlich Schicksal? Karl Moor ist aus diesem tinteckenden Säckchen unter die Klauen geflüchtet; verwandte Geister entlaufen ihren Eltern und werden Schiffsjungen; Leute von mehr Gewicht und weniger Phantasie machen wenigstens eine Seereise oder leisten sich einen Partikularität zum „Liegenden Holländer“. Es ist kein Zufall, daß der holländische gerade auf einer stürmischen wochenlangen Fahrt im Segelschiff konzipiert wurde: in den gefährlichen Schären hat Wagner das gleiche Gefühl des schwarzen Mannes lebhaftig aufkommen sehen, dessen Schicksal ebenso wie die Welle ist. Alter Naturglaube wird hier lebendig. Durch alle Segenreise, sagt Paul Schubring, zieht die Göttheit, daß der Mensch den Elementen gehorchen muß, daß diese mächtiger sind als er, daß die Not Opfer verlangt. Etwas Selbentum zeigt sich da, wo der Mensch sich ganz einsetzt, und wo wäre so solchem völligen Sichentgeben bessere Gelegenheit als auf dem Meer?

Gegen 7 Uhr war das Fest beendet, zum Leidwesen der Kinder natürlich, die sich hier gar zu gemüht fühlten. Ein Ende aber mußte gemacht werden, und schließlich — Antel Palle kommt bald wieder, und dann kam das Spiel von vorn beginnen.

X. In der Markthalle herrschte ein recht reges Geschäft. Fleisch war in großen Mengen vorhanden. Rindfleisch zur Suppe kostete 75 Pfg., zum Braten 80 Pfg. bis 1 Mark. Schweinefleisch, welches teilweise wieder etwas im Preise gesunken war, kostete 65 Pfg., Karbonade 75 Pfg. Frischer Schinken 62—65 Pfg. das Pfund. Kalb- und Hammelfleisch waren zum üblichen Marktpreis in guter Auswahl zu haben. Mettwurst kostete 1,40 Mark, Bismarck 1,10 Mark. Leberwurst, Rohwurst und Sülze waren von 50 Pfg. an das Pfund zu haben. Kleinfleisch, wie Beine Schenkel u. c., kostete 30 Pfg. Butter kostete 1,10—1,20 Mark das Pfund. Eier, die nur wenig vorhanden waren, wurden mit 70 Pfg. das Duzend bezahlt. Margarine und Käse waren in jeder Preislage zu haben. Ein vielbegehrter Artikel waren Kartoffeln; die alten Kartoffeln fanden für 1,80 Mark der Scheffel schnell ihre Abnehmer. Junge Kartoffeln wurden mit 15—20 Pfg. das Liter verkauft. Der Kopf Spitzkohl kostete 30—40 Pfg., Blumenkohl 40—60 Pfg., Kohlrabi drei Stüd 10 Pfg., Wurzeln vier Bund 10 Pfg., Martruben 20 Pfg. das Liter. Schalotten 3 Bund 10 Pfg., Erdbeeren 60 Pfg. das Pfund. Die gestern zum ersten Mal festgehaltenen Wälder wurden mit 35 Pfg. pro Liter bezahlt. Pilze kosteten 20 Pfg. das Liter. Ritzchen 40—50 Pfg. das Pfund. Das in großer Auswahl vorhandene Geflügel war gegen die letzten Markttage im Preise gefallen. Suppenhühner kosteten 1,50 bis 2 Mark. Junge Hühner waren von 50 Pfg. an zu haben. Tauben 50 und 60 Pfg. das Stüd. Enten 2,50—3 Mark. Junge Gänse wurden mit 1 Mark das Pfund bezahlt. Salat, Spinat und Radies war zu mäßigen Preisen zu haben. Kränze und Blumen wurden in jeder Preislage angeboten.

Landgericht.

Sitzung der Strafkammer I vom 3. Juli, vorm. 9 Uhr.

(Nachdruck verboten.)

Der Oldenburger Armenhausvater P. auf der Anklagebank.

P. war bis zum 1. November 1906 Armenhausvater im Stadt-Oldenburger Armenhause. In dieser Eigenschaft hatte er die Abrechnungen über die Einnahmen und Ausgaben des Armenarbeitshauses monatlich dem Inspektor Rentner G. Cornelius hier zur Kontrolle vorzulegen und dann dem Vorsteher der Armenkommission zu übersenden. Während des Sommers 1906 baute er sich ein Haus am Niederdegen. Zur Einrichtung des Hauses und des Gartens hat er Anlässe des Arbeitshauses herangezogen und zwar mindestens 2224 Tage. Es handelte sich um Erb-, Garten-, Pflasterungs-, Tapezier-, Maler- und Zimmerarbeiten. Für Arbeiten der Frauen außer dem Hause wie die vorliegenden werden durchweg 1 M. pro Tag gerechnet und sind auch angemessen. Das würde einen Betrag von 222 M. 25 S. ergeben. Die geleisteten Arbeiten sind einzeln gelistet auf eine Gesamtsumme von 208 M. Der Angeklagte hatte sich über diese Arbeiten überhaupt keine Notizen gemacht und wollte sie anscheinend nicht in Rechnung setzen. Auf Veranlassung von Cornelius hat er bei der Einreichung der Monatsrechnungen Beträge in Rechnung gestellt, aber nur zusammen 25 M. Der Angeklagte ist teilweise geständig. Er wollte den Anschein erwecken, als ob nicht mehr Arbeiten ausgeführt seien. Als Grund dafür gibt er an, daß er sich habe schadenlos dafür halten wollen, daß seine Tochter 4 1/2 Jahre lang anstelle seiner erkrankten Frau unentgeltlich bei ihm ausgeholfen habe. Ferner hat der Angeklagte eine Anzahl von Gegenständen, die der städtischen Armenverwaltung gehörten, aus dem Armenhause holen lassen und zur Einrichtung seines Hauses verwendet. Derselbe ist auch hier teilweise geständig. Schließlich hat der fraglichen Leiter, der Gartenbank und der Kassenkasse behauptet, er habe Sachen seien beim Bau seines Hauses gebraucht und nachher sofort zurückgeschickt. Da 15 Gegenstände abgehoben waren, deute die Verhandlung und Beweisaufnahme aus. Angeklagter wird der Unterschlagung und des Betrugsversuchs schuldig befunden und dafür nach dem Antrage des Staatsanwalts zu einer Gesamtstrafe von 3 Monaten 14 Tagen Gefängnis verurteilt.

Die ungetreue Frau.

Diebstahl im Rückfall in 4 Fällen find der Dienstmagd Katharina F. in Gollmardewich zum Vorwurf gemacht. In der Nacht vom 26./27. Oktober v. J. verließ sie ihren Dienst beim Landmann Röhrer zu Jeddwardersfeld, Gemeinde Langwarden, heimlich und ohne rechtlichen Grund. Die Ehefrau Röhrer machte dann die Wahrnehmung, daß die F. ihr jedenfalls Kinderwäsche entwendet habe. Eine von der Gendarmrie vorgenommene Durchsuchung der Sachen der F. hatte das Ergebnis, daß folgende Sachen, nämlich: 1. ein Buch mit Denksprüchen, 2. sechs Kinderhemden, 3. ein Kinderjackchen, 4. ein Paar Frauenstrümpfe im Gesamtwerte von etwa 3 M. gefunden wurden, welche die Ehefrau Röhrer als ihr Eigentum erkannte. Die Angeklagte ist 4 mal wegen Eigentumsvergehen vorbeurteilt und von 1901 bis 1903 im Arbeitsbause zu Becht gewesen. Die hier in Frage kommenden Diebstehle gibt sie zu. Der Gerichtshof billigt ihr im vorliegenden Falle mildernde Umstände zu und kommt Angeklagte heute mit insgesamt 5 Monaten Gefängnis davon.

Körperverletzung.

Dem Arbeiter J. Gerd. Dr. zu Neuenkämphen 5. Lindern war zur Last gelegt, am 19. März d. J. denselben seinen Vater, den Eigner Joh. Wilhelm Dr. im Streit mit einem Forke durch die linke Hand gestochen zu haben. Da die in dieser Sache geladenen Zeugen ihre Aussage verweigerten, so wurde Angeklagter dem Antrage des Staatsanwalts entsprechend kostenlos freigesprochen.

Dann erließ die Strafkammer I noch zwei Berufungsfälle wegen Uebertretungen.

Handelsteil.

Vom Wertpapier-, Waren- und Geldmarkt.

Neue innere russische Anleihe. Es ist bereits kürzlich von Petersburg aus offiziös darauf hingewiesen worden, daß, wenn Rußland demnächst dazu schreite, Geld aufzunehmen, dies nicht durch die Begebung einer ausländischen Anleihe geschehen, sondern daß dieselbe lediglich in Rußland selbst abgesetzt werden würde. Dies geschieht

2. Beilage

zu Nr 181 der „Nachrichten für Stadt und Land“ von Donnerstag, 4. Juli 1907.

Aus dem Großherzogtum.

Der Gesundheitszustand in der Stadt lässt augensichtlich zu wünschen übrig. In der letzten Zeit trat in vielen Fällen Scharlach auf, von dem mehrfach auch erwachsene Personen betroffen wurden. Glücklicherweise nahm die Krankheit in den meisten Fällen einen befriedigenden Verlauf, doch hat sie auch schon mehrere Opfer gefordert.

• Odenburg, den 4. Juli.

* Der Gesundheitszustand in der Stadt lässt augensichtlich zu wünschen übrig. In der letzten Zeit trat in vielen Fällen Scharlach auf, von dem mehrfach auch erwachsene Personen betroffen wurden. Glücklicherweise nahm die Krankheit in den meisten Fällen einen befriedigenden Verlauf, doch hat sie auch schon mehrere Opfer gefordert.

* Eine Uebersicht über den Verkehr in den Häfen und Anlagestellen der Stadt Odenburg für die Monate Februar, März und April d. J. wird in der letzten Nummer des Gemeindeblattes veröffentlicht. Als Anlagestellen kommen nur der südliche Hafen und der Glasbühlhafen in Betracht. Im Februar kamen im ganzen 24 Schiffe in Größe von 7634 Rbm. an, die Beladung betrug 82 Mann, die Ladung belief sich auf 2352 Tonnen und hatte einen Wert von 229 100 Mark; in demselben Monat gingen 34 Schiffe in Größe von 9200 Rbm. mit 106 Mann Beladung ab; die Ladung, die einen Wert von 56 700 M hatte, betrug 813 Tonnen. Im März kamen 96 Schiffe an; die Größe betrug 22 698 Rbm., die Beladung 267 Mann. Die 8129 Tonnen große Ladung hatte einen Wert von 805 600 M. 102 Schiffe in einer Größe von 23 647 Tonnen gingen mit 288 Mann Beladung ab. Die Ladung repräsentierte einen Wert von 199 600 M und war 2125 Tonnen groß. Im April waren die Zahlen wie folgt: es kamen an 93 Schiffe in einer Größe von 20 314 Rbm. und mit 271 Mann Beladung, die Ladung, die 5116 Tonnen groß war, hatte einen Wert von 532 400 M; ab gingen 92 Schiffe, ihre Größe betrug 21 457 Rbm. und die Beladung 261 Mann. Die Ladung war 2407 Tonnen groß und 251 800 M wert. Der Eisenbahnverkehr im Hafen gestaltete sich wie folgt: Februar 389 Eisenbahnwagen; Einfuhr 1284 Tonnen, Wert 181 000 M, Ausfuhr 198 000 M; März 434 Eisenbahnwagen; Einfuhr 838 Tonnen, Wert 104 300 M, Ausfuhr 2739 Tonnen, Wert 394 500 M; April 399 Eisenbahnwagen; Einfuhr 699 Tonnen, Wert 112 300 M, Ausfuhr 1946 Tonnen, Wert 275 600 M.

S. Strenge Maßregeln werden jetzt von den Polizeibehörden im ganzen Deutschen Reich im Interesse des Tierseucheschutzes durchgeführt, indem die Tierhändler, die ihre Tiere, z. B. Geflügel, in zu kleinen oder unvollkommenen Behältern verladen, in empfindliche Geldstrafen genommen werden. Ein Geflügelhändler unseres Herzogtums, der vor kurzer Zeit lebendes Geflügel nach Dresden geschickt hatte, wurde mit 50 M Geldstrafe belegt, weil die Tiere in einem viel zu kleinen Behälter untergebracht waren. Von der Eisenbahndirektion werden jetzt ebenfalls strenge Maßregeln im Interesse des Tierseucheschutzes durchgeführt. Jede Sendung Tiere, die in zu kleinen Behältern untergebracht ist, wird auf Kosten des Abnehmers in geeignete Behälter verladen und geht dann nach Rittinger oft ihrem Bestimmungsort entgegen.

* Die Norddeutsche Handelsbank A.-G., Geschäftsmünde, Lese, Wienburg, werden teils mit, daß ihr bisheriges Direktionsmitglied, Herr Stademann, am 1. Juli cr. aus dem Vorstand ihres Instituts ausgeschieden ist. Mit dem gleichen Tage trat ihr bisheriger Vorherrscher, Herr Carl Busch aus Odenburg, in den Vorstand ihres Instituts ein. Ferner hat sie ihren Korrespondenten, Herrn Hermann Spatz aus Odenburg, Handlungsvollmacht erteilt.

* Vom gestrandeten Dampfer „Midgard“. Der Kapitän Callaghan vom englischen Dampfer „Yere“ hat den gestrandeten hiesigen Dampfer „Midgard“ gleich nach der Strandung passiert. Er berichtet darüber unterm 23. Juli wie folgt: Wir sichteten am 18. Juni morgens auf den

Sorellisklippen in der Nähe von Galeta den Dampfer „Midgard“, welcher Notsignale zeigte. Wir hielten darauf zu und legten Bote aus, um Hilfe zu leisten. Als wir längs des Dampfers waren, bemerkten wir, daß die Beladung des Schiffes bereits verlassen hatte. Einige kleine Gegenstände wurden von uns geborgen. Der Dampfer war voll Wasser und hatte starke Bodborstschleife. Er lag mit dem Kopf nach Norden und schien ein hoffnungsloses Wrack zu sein.

* Die Bauernregel, die sich an den Siebenstängel, den 27. Juni, knüpft, ist bislang in diesem Jahre noch nicht zum geringsten Teile wahr geworden. Siebenstängel brachte gutes Wetter und ließ also nach der Bauernregel für fernere sieben Wochen gutes Wetter erwarten. Bisher war nach Siebenstängel nur ein einziger Tag, an dem es nicht regnete. Die Bauern, die vollauf bei der Seuernte sind, verzagen fast, da die geringen Erträge, die die Ernte gibt, auch noch zum Teil verderben oder doch minderwertig werden. In verschiedenen Häusern wurde in den letzten Tagen noch geheizt. — Bei solch starker Witterung ist die Bodelust auf eine geringe. Die städtische Badeanstalt, die um diese Zeit in der Hochsaison zu sein pflegt, liegt jetzt ziemlich verödet da und hat Tag für Tag nur einige wenige Badegäste zum Besuch.

* Rosen- und Pflanzen-Ausstellung in Bremen. Die im Bürgerpark zu Bremen vom Gartenbauverein für Bremen und seine Umgegend veranstaltete 2. Ausstellung, die vom 28. Juni bis einschl. 7. Juli dauert, ist sehr reichhaltig besetzt worden. Speziell das Rosen-Ausstellungslanot, so findet man hier nicht nur die feinsten und seltensten Rosenarten und -hybriden, sondern auch die verschiedenartigsten Wasserrosen. Auch alle anderen Blumen, wie Nelken, Azaleen, Orchideen, Dahlien, Kaktus usw., sind in den verschiedensten Sorten zahlreich vertreten. Die Freiland-Baum-Ausstellung bietet eine große Auswahl in den verschiedenartigen Pflanzen und Pflanzengruppen und ist eine Sehenswürdigkeit für sich. Um den Reiz des Ganges noch zu erhöhen, findet am kommenden Sonnabend und Sonntag großes Militärkonzert statt und können wir daher einem jeden nur raten, die Rosen- und Pflanzen-Ausstellung in Bremen zu besuchen.

* Fußball. Das am Sonntag stattgefundene Verbandsmeisterspiel zwischen der 2. Mannschaft des Fußball-Klubs Odenburg und der 2. Mannschaft des Fußball-Vereins Odenburg von 1903 endete mit einem überlegenen Siege der Odenburger, 5:0.

* Der hiesige Klub Freundschaft unternahm am Montag nachmittag seinen diesjährigen Sommerausflug per Wagen nach Edewecht-Wischhafen. Die Beteiligung an der Fahrt war eine ziemlich gute. Im Lokal des Herrn Niggel in Edewecht wurde ein längerer Aufenthalt genommen und fand dortselbst auch die gemeinschaftliche Kaffeetafel statt. Nach herrlicher Fahrt traf man dann gegen 6 Uhr in Wischhafen ein, wo man den prachtvollen Gartenanlagen des Schloßhofs noch einen Besuch abstattete und dann das Etablissement „Zum grünen Hof“ aufsuchte, wo sich bald die feinste Stimmung zeigte. Für die Damen wurde dort auch ein Preisfesten veranstaltet. Die noch zur Verfügung stehende Zeit verbrachte man im letztgenannten Lokal bei einem Tanzfrühstück. Kurz nach 11 Uhr erfolgte die Abfahrt nach Odenburg.

S. Durch einen Hundebiß verletzt wurde ein hiesiger Versicherungsbeamter auf dem Bahnhof in Westerbode. Da der Besitzer des Hundes gleich ermittelt wurde, ist die Sache zur Anzeige gebracht. Der Verletzte befindet sich in ärztlicher Behandlung.

st. Aus dem südlichen Herzogtum, 2. Juli. Die Errichtung der sogenannten Granchaussees steht hier auf

immer größere Schwierigkeiten. Das Verkleinern der Steine ist nämlich sehr zeitraubend und bedarf besonderer Übung. Trotzdem darum diese Arbeiten gut bezahlt werden, finden sich nur wenige Arbeiter bereit zur Übernahme dieser Verkleinerungsarbeiten. Darunter haben namentlich die z. St. in Angriff genommenen Granchaussees erheblich zu leiden, die zum Teil kaum in diesem Jahre mehr fertiggestellt werden. In einem Teile ist man aus dem gleichen Grunde dazu gekommen, anstelle der Granchaussees solche aus Klinkersteinen herzustellen, die aus Bockhorn bezogen werden. — Hier herrscht vielfach ein außerordentlicher Mangel an Speisefartoffeln, da die alten vielfach ausgegangen sind und die neuen infolge der nachfolgenden Witterung als Speisefartoffeln noch nicht verwendet werden können.

st. Aus dem Münsterlande, 4. Juli. Die Aussichten auf eine auch nur einigermaßen günstige Seuernte sind hier so gut wie gänzlich geschwunden. Bereits vor 10–14 Tagen hatte man in den Niederungen und auf den Miedelwiesen mit der Seuernte begonnen und bis heute ist kaum ein einziges Fuder eingefahren. Der Ertrag ist ohnehin durchweg so gering, wie tief Jahren nicht mehr; durchschnittlich etwa ein Drittel der vorjährigen Seuernte. Nun kommt hinzu, daß dieser geringe Ertrag zum großen Teile entwertet oder verdoht wird. Man kann zwar, da Roggen und Hafer gut stehen und reichliche Stroherträge liefern dürfen, auf eine gute Roggen- und Haferstrohernte rechnen, doch wird gleichwohl mancher Landmann im kommenden Herbst seinen Viehstand, vielleicht erheblich, einschränken müssen. Alles scheint sich hier nach einem baldigen, endgültigen Witterungsumschlag.

* Barel, 3. Juli. Aus tiefem Schlafe wurden nachts um 2 Uhr die Eheleute S. H. u. S. auf den Hüpfel geweckt. Er hatte vor ein paar Tagen 6 Fuder Senf und Stroh gekauft und eingefahren und es bei seinem Hause aufgestellt. Defekt Nacht nun stand das Heu und Stroh in hellen Flammen. Dem katastrophalen Eingreifen der Nachbarn gelang es, den in unmittelbarer Nähe des Brandherdes stehenden aus Holz erbauten Stall zu retten, wozu noch die günstige Windrichtung sehr zutrafen kam; andernfalls wäre der Stall sowie die angrenzenden Wohngebäude sicher ein Raub der Flammen geworden. Er ist infolgedessen geschädigt, da die Versicherung, bei der er versichert hat, nur dann die Versicherungssumme auszahlt, wenn die abgebrannten versicherten Sachen unter Dach und Fach gefunden haben. Da in nächster Umgebung in letzter Zeit allerlei Unfug getrieben wurde, auch viele „Wanderburschen“ auftauchten, so wird, wie der „Gem.“ schreibt, Brandstiftung als Entschuldigungsursache des Feuers angenommen. Die Gendarmerie ist in Kenntnis gesetzt.

* Waddewarden, 3. Juli. Das Landwirt K. L. Frühlings gehörige, zu Neu-Zollershausen, Gemeinde Waddewarden, belagene Randgut zur Größe von circa 52 Watten wurde heute durch Vermittelung des Rechnungsführers Wils, Albers hier für 54 000 M an Landwirt M. Reents zu Ost-Dunum verkauft.

* Vorgelade, 3. Juli. Unsere Armenkommission hat nach Rückkehr von ihrer Erkundungsfahrt endgültig beschlossen, hier demnächst ein großes, geräumiges und praktisch eingerichtete Armenhaus zu erbauen zu lassen. Es handelt sich nun zunächst um die Auswahl eines passenden Bauplatzes mit etwa 5 Hektar Land. Nach oberflächlicher Schätzung dürften sich die Kosten der ganzen Anlage auf etwa 60–70 000 M belaufen.

m. Neunde, 3. Juli. Von böswilliger Hand wurden in voriger Nacht 4 wagnig Gaslaternen zertrümmert.

s. Wilhelmshaven, 3. Juli. In der vergangenen Nacht brach beim Bau der neuen Salinenfahrräder durch Witterung die provisorische Schiene. Das Wasser drang in eine ausgie-

Treue.

Roman von Margarete Böhme.

10) (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Josef Martiny pflegte nicht zu denken. Ihm genügte die Tatsache, daß das schönste, geistreichste Mädchen in Hamburg seine Frau werden wollte. Und er war wirklich über die Maßen verliebt in sie. Vierzehn Tage später trafen sie sich auf Helgoland, das damals noch kein ständesamtliches Aufgebot forderte, trauen. Von da reisten sie nach Italien.

Helene hatte alle Bräuten hinter sich abgerissen. Sie wollte nie mehr an die Vergangenheit erinnert werden. Das Duell hatte keine ernstlichen Folgen gehabt, beide Gegner waren mit leichten Verletzungen davongekommen. Es war ihr alles wie ein Traum, aus dem sie eines Tages erwachen mußte.

Als sich nach einiger Zeit herausstellte, daß Martinys Vermögen schon sehr stark zusammengesunken war, riet sie ihm selber zu der Überhebung in seine rheinische Heimatstadt, in der er noch einige tiefe Bekannte hatte.

Zunächst war es ihr, als spiele sie nur eine Rolle in einer Komödie, als ginge das, was um sie her passierte, sie in Wirklichkeit gar nichts an — als stünde eine andere Fremde in ihren Kleidern.

Mit ihrer ehemaligen Pflegemutter hatte sie sich ganz überworfen. Frau Weisner konnte ihr die überfüllte Heimat mit dem unbekannten Rheinländer, der „nicht war und nichts hatte“, nicht vergeben, schalt sie in ihren Briefen undankbar und pflichtvergessen und jammerte darüber, daß sie ihre mütterliche Liebe einer Unwürdigen geschenkt habe. Vielleicht waren ihr auch aus Hamburg allerhand entstellte Berichte über die Vorgänge an dem denkwürdigen Schlußabend des Festes abgegangen.

Helene bereitete sich nicht. Als die Schmähungen nicht aufhörten, beantwortete sie die Briefe nicht mehr. Ihre Anteschuld gegen diese Frau, der sie immer nur ein Spielzeug gewesen war und deren reiche Mittel ihr die Hofbarkeit eines solchen lebendigen Spielzeuges gestatteten, war nicht so grenzenlos schwer, daß sie Zeit ihres Lebens unter Unterwerfung jedes Restes von Selbstbewußtsein daran zu tragen hatte.

Einmal erfuhr sie durch einen Zufall, daß Elmé Samson Hamburg verlassen hatte und nach Amerika zurückgekehrt war.

Dann kamen die Jahre und gaben ihr allmählich ihr Lebensbewußtsein zurück. Ja, sie war es immer noch, sie selber, aber sie lebte nicht mehr für sich selber, sie lebte für ihr Kind, für ihre Tochter, der sie in einer unbegreiflichen Umwandlung den Namen des einst Geliebten gegeben hatte.

Und ganz allmählich schlichen ihre Gedanken wieder den „verbotenen Weg“ — in die Vergangenheit zurück. Wer war nun schuldig gewesen? Er? Sie? Herrgott! War es denn wirklich ein so unerhörtes Verbrechen, daß sie durch ein bißchen unschuldige Koketterie seine Eifersucht herausforderte? Er hatte sie doch nicht wirklich geliebt. Und glücklich wäre sie an der Seite dieses Mannes auch nicht geworden, sein unbegrenztes Temperament hätte ihr später noch andere Qualen bereitet.

Tagsüber hatte sie keine Zeit, sich Grübeleien hinzugeben, und das war gut. Und nachts hielt ein kleiner Ermüdungsschlaf ihr Träume und Gedanken fern. Nur zuweilen, in schwülen, dunklen Sommernächten, wenn sie nicht einschlafen konnte, rannte sich ihr eine heiße Angst ums Herz. Wie, wenn sie ihm später doch noch mal begegnete? Und wenn dann eine schöne, junge Frau an seiner Seite ging, wenn fröhliche Kinder ihr umhüpften, wenn er glücklich und zufrieden aussah?

Was dann? Was dann? Das würde sie nicht erraten. Und sie drückte das Gefühl in die Kissen, um den Aufschrei, der sich ihren Lippen entziehen wollte, zu ersticken, und ihre Glieder verkrampften sich ineinander, und in solchen schmerzhaften Krämpfen schmerzten — und in solchen Augenblicken erkannte sie zu ihrem Schreck, daß sie Elmé Samson noch immer liebte.

So war das Denken an den Mann, dessen Liebe sie einst zu werden hoffte, ihr in den verflochtenen Jahren zu einer steten peinlichen Selbstkasteiung geworden und hatte sie doch gleichzeitig vor dem Verfall in die Trivialität des Milieus, in das die Ungunst der Verhältnisse sie gedrängt, bewahrt.

Und nun wurde sie Nikolaus Korjaars zweite Hausfrau. Das war der „schönen Frau Martiny“ Geschichte. —

4. Kapitel.

Kola und Felicitas Korjaar waren über des Vaters Entschluß, ihrer Mutter eine Nachfolgerin zu geben, anfangs doch ein wenig betroffen. Es kam ihnen zu überaus. Aber sie gewöhnten sich bald an den Gedanken. Jedenfalls hatte der Vater nicht schlecht gewählt. Wenn er irgend eine wildfremde, ihnen vielleicht nicht einmal sympathische Frau ins Haus gebracht hätte, wäre die Sache weitaus unangenehmer gewesen. Die feine, lebenswürdige Frau Martiny würde gewiß nicht die böse herrschaftliche Stiefmutter herauskehren. Gewiß ließ sich mit Elmé Martiny leichter Mama sagen als zu einer anderen, und schließlich war der Raub zwischen Frau Martiny und der ewig knurrigen, nagelnden Erisemann fast schlechter. ... Kurz, je öfter und eingehender sie das fait accompli von allen Seiten beleuchteten, desto mehr traten die Schatten vor den Lichtseiten dieser Angelegenheit zurück.

Korjaar bestand darauf, daß das Aufgebot sofort erlassen werde, und Helene willigte einmündlos ein. Worauf sollten sie warten! Sie hatte das mühselige Leben ohnehin gründlich satt.

Ein älterer Küfer von Korjaar übernahm die Bewirtung der Klauje. Alles regelte sich glatt und leicht. Mitte Juli fand in aller Stille die Trauung statt. Ein paar Tage vorher hatte Weisfrader um Felicitas' Hand angehalten und Korjaars Zustimmung erhalten. Das junge Paar wollte auch gern bald heiraten, und da ein längerer Brautstand zwischen zwei jungen Leuten unter einem Dach im allgemeinen nicht üblich und wohl auch nicht empfehlenswert ist, gab Korjaar auch nach dieser Seite hin nach. Etwa fünf Minuten vom Korjaarschen Hause war eine kleine Schweizervilla veräußert. Dieses Haus erwarb Korjaar für seine Tochter. Anfang September sollte die Hochzeit sein.

Das graue Haus am Rhein hatte nie so fröhliche Gesichter, überhaupt so viel laute, intensive Glückseligkeit mit seinen Mauern umschlossen, als in diesen Sommermonaten. Frau Helene bereute ihren Entschluß nach keiner Seite hin. Die Stiefkinder waren ihr herzlich und anheimelnd ohne jede Voreingenommenheit entgegengeworfen. Korjaar las ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Ein fühlte sich offenbar glücklich — und sie selber — nun, sie wäre unwahr gegen

pumpfes Beiden. Ein Arbeiter erkrankt. Mehrere wurden verletzt. Verschiedene Arbeiter waren gerade beim Essen, sonst wäre das Unglück jedenfalls noch schlimmer geworden.

Stimmen aus dem Publikum.

(Für den Inhalt dieser Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.)

Die Neubefegung im Hebammeninstitut zu Oldenburg.

Wie verlautet, wird beabsichtigt, die Stelle einer Ober- und Lehrhebamme am hiesigen Hebammeninstitut einem jungen Mädchen im Alter von 20 Jahren an Stelle der am 1. September d. Js. ihr Amt niederlegenden Frau Hartmann zu übertragen.

Ohne jemanden persönlich treffen zu wollen, erlaubt sich Emsfelder sich öffentlich die Frage aufzuwerfen: „Ist es ratsam, daß einem solchen Institut, dem eine in jeder Weise zuverlässige und erfahrene Person vorsehen muß, ein junges Mädchen an die Spitze gestellt wird? Wird dies im Interesse des Instituts sowohl, als auch der Allgemeinheit liegen?“

Im vorgenannten Institut werden in erster Linie die Lehrhebammen für ihr schweres und äußerst verantwortungsvolles Amt vorbereitet, insbesondere finden in ihm unerfahrene Personen, welche ihrer schweren Stunde entgegensehen, Aufnahme. Für diese allein ist jedoch das Institut nicht bestimmt. Im Laufe der Zeit hat die Zahl der Frauen, welche sich die fegekreuzige Einrichtung derselben zu Nütze machten, gewaltig zugenommen. Daß dieses der Fall ist, ist lediglich auf den Umstand zurückzuführen, daß die Eheleute, welche sich entschlossen, von dieser Einrichtung Gebrauch zu machen, überzeugt davon waren, daß die Frau dort unter der Behandlung der erfahrenen Frau Hartmann gut — und zwar besser als im eigenen Hause — aufgehoben sei, keineswegs aber etwa auf den Umstand, daß angenommen wurde, daß mangels anderer erfahrener Hebammen die Einführung im Institut der im eigenen Hause vorzuziehen sei. In dieser Beziehung also stellt das Institut durchaus kein unbefangenes Bedürfnis vor. Es ist Tatsache, daß die Behandlung im Institut sich etwas billiger stellt, als die im eigenen Hause, insbesondere aber spricht zur Zeit für es ferner die Tatsache, daß eine Frau in den weitaus meisten Fällen zu Hause nicht die Nütze haben kann, wie im Institut. Diese Vorteile sind jedoch nebensächlicher Natur, wenn das Haupterfordernis fehlt, und dies liegt darin, daß ein jeder Ehemann ohne Bedenken seine Frau der Obhut der Frau Hartmann anvertrauen konnte, welche durch jahrzehntelange Erfahrungen in den Stand gesetzt war, den schwierigsten Verhältnissen gewachsen zu sein.

Sollte dies nach der Neubefegung auch noch der Fall sein? Emsfelder glaubt es nicht, denn Ehefrauen können zu einem jungen Mädchen, welches erst ein paar Jahre, und noch dazu meist in untergeordneter Stellung, in Einbindungsanstalten (Kliniken) — wie vor kurzem berichtet wurde, sollen es nicht gewesen sein — tätig gewesen ist, unmöglich das Vertrauen haben, wie zu einer jüngeren oder älteren Frau, welche selbst Mutter ist und an sich selbst Erfahrung hat sammeln können, die also auch dadurch schon in der Lage sein wird, den ihrer Behandlung anvertrauten Personen — seien es nun Mädchen oder Frauen — besser Hilfe zu leisten, als ein junges Mädchen. Ueber dieses Empfinden hilft selbst nicht die Erklärung hinweg, daß dem für die Neubefegung in Aussicht genommenen jungen Mädchen die besten Zeugnisse ausgestellt werden. Nicht aber in dem Umfange, daß eine unverheiratete Oberhebamme in Aussicht genommen ist, liegt die Gefahr, sondern lediglich in der zu großen Jugend und viel zu kurzen praktischen Tätigkeit im Beruf derselben.

Wird diese beabsichtigte Befegung durchgeführt, so müssen sich die Unversehrten allerdings die Behandlung durch ein junges Mädchen gefallen lassen, denn ihnen bleibt ja keine Wahl, wenn sie sonst keine Unterstützung finden können, Ehefrauen aber werden in Zukunft die Behandlung durch eine Hebamme in der eigenen Wohnung vorziehen. Dies ist eine natürliche Folge, denn

sich gewesen, wenn sie sich eingedacht hätte, daß die Befriedigung, die sie innerlich empfand, einzig aus dem Bewußtsein, andere zu beglücken, resultierte.

Es war doch angenehm, so sorgenfrei und in beglückten Verhältnissen zu leben, gar nicht mehr rechnen zu brauchen! Die Jahre in Frau Meinerss Haus hatten sie an Luxus und Ueberfluß gewöhnt, ohne sie geradezu zu verwöhnen. Sie war eine viel zu starke, taftkräftige, elastische Natur, um den äußeren Existenzverhältnissen einen bestimmenden Einfluß auf sich einzuräumen. Sie hatte in den Jahren, wo sie hart um das tägliche Brot ringen mußte, den „besseren Zeiten“ nicht nachgetrauert, aber sie merkte jetzt doch mit einer gewissen Genugtuung, daß sie in den kleinen Verhältnissen nicht an ihrem Plaze gewesen war — und daß sie sich in ihrem neuen Wirkungskreis an der Spitze des großen Haushaltes wieder zu geben konnte, wie sie im Wirklichkeit war, ohne den lästigen Zwang, den die Sorge ums Auskommen ihr vor dem auferlegte.

Sie begann sich wieder an sich selber zu freuen. Hier konnte sie wieder ihre Individualität entfalten, ihren Neigungen nachgehen. Die reichen Mittel gestatteten ein Wirtschaften aus dem Vollen, das Geld, dieser kleine, neidische Faktor im gewöhnlichen Leben, der sich immer und überall als Autorität aufspielen möchte, spielte nur eine nebensächliche, untergeordnete Rolle. Frau Helene machte wieder Lust, wie einst. Und wie sie es verstand, sich anzuziehen! Es machte ihr wie früher wieder Vergnügen, sich Kleider und Hüte auszuwählen, die ihrer Figur und ihrem Gesicht den entsprechenden Rahmen gaben, und sie freute sich, wenn die andern sie mit enthusiastischen Bewundern. In den verfloßen Jahren hatte sie nie Wert auf ihre Neuheiten gelegt. Nun machte es ihr Freude, daß sie noch immer eine auffallend hübsche Frau war. Und dann war diese sonnige Beglücktheit in Haus und Familie, in die kein Schatten hineinfiel, etwas so Heißes! Ringsum trobe, zufriedene, glückliche Gesichter. Nirgends ein Hauch von Unbehagen, Spannung, Verdrießlichkeiten, wie sie sonst das Alltagsleben mit sich zu bringen pflegt. Niemand trug Streitigkeiten oder sonstige Mißbilligkeiten Diskussionen in die selbige, freundliche, friedliche Harmonie der Familie. Kleine Meinungsverschiedenheiten klangen fast jedesmal in ein helles, heiteres Lachen aus.

gerade so wie Emsfelder, werden sehr viele andere auch hierüber denken.

Das Institut war bisher eine segensreiche Einrichtung für die Allgemeinheit, denn mit welcher Begeisterung konnte der Ehemann seinen beruflichen Pflichten nachgehen, wenn er seine Frau im Institut in guter Obhut wußte; beinahe wäre es, wenn es demnach anders werden müßte.

Die leitenden Personen, welche die Anstellung des in Aussicht genommenen jungen Mädchens beabsichtigen, besitzen ohne Zweifel das Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit und Umsicht desselben, beim Publikum läßt sich dieses Vertrauen aber nicht erzwingen, denn stets wird die Jugend und die kurze Ausbildungszeit dies verhindern. Umsicht und weitgehende Erfahrung muß man aber zum mindesten von einer Person in solch verantwortungsvoller Stellung fordern.

Ebenso erscheint eine gewisse Besorgnis berechtigt zu sein, wenn man den dienstlichen Verkehr der unverheirateten, verhältnismäßig sehr jungen Ober- und Lehrhebammen mit den sich für diesen Beruf vorbereitenden Lehrhebammen in Betracht zieht, welche häufig älter sein werden, als das „fräulein Oberin“, insbesondere aber dürfte dieses Verhältnis ein unbilliges werden, wenn die älteren, erfahrenen Hebammen zu den Wiederholungskursen im Institut aufgenommen werden. Dies aber ist für das Publikum nebensächlich.

Das Institut ist ein öffentliches und wird zum Teil aus staatlichen Mitteln unterhalten. Das Publikum hat daher ohne Frage auch ein Interesse daran, daß bei der Neubefegung die öffentliche Meinung möglichst berücksichtigt wird, diese aber richtet sich entschieden gegen die geplante Neubefegung durch ein solch junges Mädchen.

Da es sich doch bei fast jeder Geburt um Leben oder Tod handelt, wobei das Wohl und Wehe so mancher Familie abhängig ist, erlaubt sich Emsfelder sich, die oben erwähnte Anfrage an die maßgebende Stelle zu richten, und vertritt hiermit die dringende Bitte, für diesen verantwortungsvollen Posten eine ältere erfahrene Hebamme auszuwählen. Daß solche vorhanden sind, daran zweifelt Emsfelder keinen Augenblick.

Da ferner verlautet, daß eine noch in sehr jugendlichem Alter stehende Schwester der in Aussicht genommenen Oberhebamme — welche natürlich auch unverheiratet und für den Beruf einer Verkäuferin vorgebildet ist — dieser als Stütze und Wirtschaftlerin zur Seite gestellt werden soll, hat man unwillkürlich das Empfinden, als ob dieses öffentliche Institut ein Versorgungsinstitut für eine einzelne Familie werden soll. Und für sich wäre dies unbedenklich, da jedoch in diesem Falle die einzelnen Momente die vorgesehene Befegung nicht zu rechtfertigen scheinen, würde es nach Ansicht des Emsfelters der Regierung jedenfalls willkommen sein, wenn ihr rechtzeitig Gelegenheit gegeben würde, darüber sich zu unterrichten, wie im Publikum über diese Angelegenheit gehandelt wird. Es wird daher darum gebeten, sich in sachlicher Weise darüber zu äußern. Ein Ehemann.

Vermischtes.

Eine merkwürdige Schlafstille. Aus Rom wird berichtet: Ein armer Teufel, der durch das fortwährende Steigen der Mieten aus dem Häuschen gebracht wurde, d. h. seine Wohnung verlassen mußte, weil er den Mietzins nicht bezahlen konnte, ließ sein beabsichtigtes Mobiliar auf einen Sandtragen laden und befohl dem „Brehmann“, zur Piazza Colonna zu fahren. Vor der auf dem Plaze stehenden berühmten Säule machten Liberti — das war der Name des Mannes —, seine Familie und der Dienstmann halt, worauf der „Rater familias“ sein Bett, seinen Tisch, seine Stühle, sein ganzes Hausgerät ab und mit der Würde eines Philosophen am Fuße der Säule ein Lager aufzuschlagen begann. Nun ist aber die Piazza Colonna einer der belebtesten und vornehmsten Plätze der ewigen Stadt. Man kann sich also vorstellen, welchen Erfolg dieser fiese Ratter erzielt, als er um 8 Uhr abends, gleich den alten göttlichen Krieger, dicht vor der Säule sein Nachlager einrichtete. Es hatte sich bald eine große Menschenmenge versammelt, so daß Liberti, während seine Frau das Bett machte, sich veranlaßt sah, an das Volk von Rom eine kleine Rede über die schlechten Zeiten zu richten. Er fand großen Beifall, und dann kam die Polizei, denn es kommt ja schließlich alles einmal. Man brachte Li-

rolans Korridor schien in den letzten Monaten um ein Jahrzehnt verjüngt. Er war ordentlich wieder elastisch geworden. Seine Augen leuchteten jedesmal ganz vor sich auf, wenn er seine schöne Frau anah. Er trugte gar nicht, wie er ihr nur seine Liebe und seine Dankbarkeit für das goldene Heiratsglück, das ihm in ihr zuteil geworden war, zeigen, wie er es anstellen sollte, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, bevor er noch ausgesprochen war. Seine gehobene Stimmung teilte sich nicht nur der Familie, sondern auch seinen Angestellten mit. Er hätte in dieser Zeit gerne jedem Menschen etwas Freundliches gesagt, jedem etwas Gutes erteilt, überall in seiner Umgebung die Reflexe seines eigenen Glücksempfindens verteilen mögen.

In den Kontoren, den Weinstellern, der Korb, der Lagerhäusern war nie so viel gelacht und so fröhlich gegerst worden, wie diesen Sommer.

„Wir haben Fitterwochen“, sagten die Arbeiter und schmunzelten. Und sie hatten nicht unrecht. Etwas wie Fitterwochenstimmung lag über Haus und Geschäft und teilte sich jedem Zugehörigen mit.

Ein war auf ihr dringendes, inständiges Bitten hin von Korridor wirklich ins Kontor aufgenommen worden. Frau Helene hatte ihrem Mann selbst zugeredet, Elms Wunsch zu erfüllen. „Daß sie doch arbeiten, wenn es ihr Spaß macht“, sagte sie lächelnd. „Nun liegen ja die Sachen anders als zuvor. Als Weinhandlertochter kommt es ihr zu, ihre Kenntnisse im Interesse des Geschäfts zu verwenden.“

„Geh, meintheil!“ hatte Korridor lachend erwidert. „Sie mag sich beschäftigen, soviel und solange sie Lust hat. Wird schon von selber aufhören.“ So wurde Elms Tätigkeitsdrang Kola zur Nachseherung empfohlen. Der Schlingel kniet sich gern um die Arbeit herum.

Kola hatte wirklich nicht viel Lust zum Arbeiten. Besonders in den warmen Sommermonaten nicht. Wenn die Hitze so gegen die kleinsten Fenstern des nach Süden gelegenen Kontors drückte und trotz herabgelassener Vorhänge und Jalousien die Sonnenwärme sich in dem schmalen, langen Raum zu unerträglicher Schwüle verdichtete, hielt er es nicht am Pult aus.

„Ich dachte, Du hättest noch eine große Korrespondenz zu erledigen, Kola“, sagte Elm topfschüttelnd. „Du mußt

berati zur Polizeiwache und die Schutzleute helfen bei dem neuen Umzug der Familie. Ein gutmütiger Polizeioffizier spendete eine Mark für das Abendessen des Hauses Liberti, und sorgte auch dafür, daß die Familie für die Nacht in einem kleinen Gasthause Unterkunft fand. Morgen aber wird Liberti von neuem unter der Säule wohnen, denn es hat keine andere Wohnung. Das alles wird dann mit einigen Tagen Gefängnis enden.

Weil er nicht mehr zu ihrer Zimmereinrichtung paßt, will sich Frau Wendth, eine Neuyorker Schöne, von ihrem Manne scheiden lassen. Herrn Wendth ziert eine Saarpacht von ein venetianisches Rothlohn. Diese Farbe aber gefällt der schönen Frau Wendth nicht mehr, und da ihr Gatte sich beharrlich weigert, ein Haarfarbmittel zu gebrauchen, soll er aus dem Hause. In ihrer Klagechrift erzählt Frau Wendth mit ehrlicher Entrüstung, wie in ihres Wufens Tiefe dieser Saß gegen den Kofftopf zu keimen begann. Grün ist der Madam Wendth Lieblingsfarbe, darum hat sie vor einigen Monaten ihre ganze Wohnung grün tapazieren lassen. Die Möbel wurden mit Stoffen und Ueberzügen von derselben Farbe bekleidet. Mächtig aber machte Frau Wendth die fürchterliche Entdeckung, daß zwischen der prächtigen Ausstattung ihrer Zimmer und dem „goldenen Lieh“ ihres Mannes ein schreiender Farbenmischklang bestand. Von dem Grün der Tapeten heft sich der rotgelbe Kopf wie eine Hellenflamme ab. Das ist mehr, als die garten Nerven der Frau Wendth ertragen können. Diese Unstimmigkeit der Farbentöne bringt sie ganz aus der Fassung und ruft Wutausbrüche hervor, die mit schweren Nervenkrämpfen enden. Herr Wendth weiß nicht mehr, wo er in der Wohnung, die doch gewissermaßen auch ihm gehört, sitzen oder sich verziehen soll. Es wäre ihm nun zwar ein Reichtes, sich seiner Zimmereinrichtung anzuweisen: er braucht sich nur das Haupthaar wegrasieren oder übermalen zu lassen; obwohl er aber im gewöhnlichen Leben ein recht friedlicher und gemüthlicher Herr ist, weigert er sich ganz energisch, einer Laune seiner lieben Frau wegen mit seinem Saarpigment eine Veränderung vornehmen zu lassen. Der schönen Frau Wendth bleibt also nichts anderes übrig, als sich an die Zustits ihres Landes zu wenden, auf daß sie diesen außerordentlichen Fall durch ein Scheidungsurteil aus der Welt schaffe. Lieber einen neuen Mann als neue Tapeten!

Geschäftliche Mitteilungen.

Wichtig für jede Hausfrau, die rechnet!

Das letzte Jahr hat eine Preissteigerung für viele Naturprodukte gebracht, und dieser haben natürlich auch bald die Fabrikate der verschiedenen Industriezweige folgen müssen, wozu höhere Unkosten durch Verteuerung der Arbeitslöhne, des Geldes usw. noch ein Weiteres beigetragen haben.

Sehr hart ist von der allgemeinen Preissteigerung die Seifenindustrie betroffen worden, deren Fabrikate jetzt ungefähr die Hälfte (50 Prozent) teurer geworden sind im Vergleich mit den Durchschnittspreisen des Vorjahres. Der Konkurrenzkampf zwischen Fabrikanten und den Verkaufsgeschäften unter sich ist aber dadurch nur doppelt heiß geworden, da der Konsum immer unter solchen Verhältnissen leidet. Dieser Kampf nun bleibt oft nicht ohne Einfluß auf die Fabrikate selbst, von denen beide Teile glauben, durch geringere Qualität sparen und die Preisunterchiede mildern zu können.

Die rühmlichst bekannte Dehnig-Weidlich-Seife, aromatisch, Spezialität der Firma C. H. Dehnig-Weidlich, Zeis, wird nur in der guten Qualität, ohne Gewichtsverringering, in den bekannten Original-Kartons wie bisher fabriziert und vertrieben, und dürfte es daher im Interesse der wirtschaftlichen Hausfrau liegen, diese Seife, welche sich durch ihre Reinheit und hohe Waschkraft, neben dem angenehmen, erfrischenden, aromatischen Geruch, den sie auch auf die Wäsche überträgt, auszeichnet, wie bisher zu fordern.

doch wegen der siebenhundert Flaschen Rheingold noch an den Wormser schreiben. Das ist doch eine lange Auseinandersetzung, und der Brief muß heute abend noch fort. Ist er schon geschrieben?“

„Gott bedahre!“ Kola rechte sich und gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. „Ich mag nicht mehr. Kann morgen auch noch geschrieben werden. Der Teufel mag in der Stille hier Geschäftskorrespondenzen erledigen. Komm mit, Elm! Wir rüber ein bißchen. Auf dem Wasser weilt doch wenigstens ein kühles Lüftchen.“

„Wenn Du nicht mehr arbeiten willst, schreibe ich an den Wormser. Vater betonte vorhin ausdrücklich, daß der Brief mit dem Seidenmütz-Zug fort müßte“, sagte Elm bestimmt.

„Ach, Du gehst mit!“ — „Geh doch nur fort, Kola! Seit einer geschlagenen Stunde räkelst Du Dich am Schreibtisch herum, daß einem ordentlich schwach wird vor so viel Faulheit. Schäm Dich rasch mal in bishen, Du Faulsack, und halt mich nicht länger von meiner Arbeit ab. Aus meinen Augen! Retzen!“

„Oho — Du bist eine böse Sieben, Elm. Aber warte! Gestrenge Herren regieren nicht lange. Ich werde für Deine baldige Entlassung plädieren.“

„Ja, ja, ja. — Nach Dich fort, sag ich.“ — Sie warf die Feder hin, nahm Kola am Arm und schob ihn durch die Tür auf den Korridor.

„Kantiphe!“ schrie er. „Wer Dich mal heiratet, ist hundertmal gekrafft für seine Berwegenheit.“ —

„Ja, ja, ich soll es lachend zurück, deshalb sei Du nicht so verwegen.“

Wie sie zurückkehrte, trat sie ans Fenster, zog die Jalousien auf und öffnete das Fenster. Mit der warmen Nachmittagsluft floß ein Strom von Rosen, Nelken- und anderen Sommerblumendüften ins Zimmer. Sie wartete ein Weilchen, bis Kola in Sicht kam. Er schweberte, beide Hände in die Taschentaschen verfracht, langsam durch den Laubengang. Als er auftrat, machte sie ihm eine Faust, er antwortete mit einer drohenden Grimasse, dann trat sie vom Fenster zurück und nahm am Schreibtisch ihre Arbeit auf.

Landwirtschaftliche Beilage

der „Nachrichten für Stadt und Land“

— Nachdruck der Originalartikel, auch im Auszuge, verboten. —

N. 27.

Oldenburg, Donnerstag, den 4. Juli 1907.

III. Jahrgang.

Inhalt: Landwirtschaftlicher Wochenbericht. — Der gegenwärtige Stand der Schweinehaltung. — Obst- und Gartenbau.

Landwirtschaftlicher Wochenbericht.

Von Joh. Hunte mann, Wildeshausen.

Aus dem Lande, 2. Juli.

Die Witterung der letzten Woche hat dem Landwirt nichts gebracht als schwere Sorgen. Es ist mit Ausnahme eines Tages spärlicher Temperatur zu verspüren gewesen bei fast ununterbrochen trübem Himmel und ständiger auch mit recht viel Niederschlägen begleitet. Zur Zeit ist noch keine Aussicht auf Besserung, die aber als unumgänglich notwendig bezeichnet werden muß, wenn nicht die ganze Ernte, namentlich soweit es die voransichtlich geringe Gewernte betrifft, in Frage gestellt werden soll. Auf den Grasdräusen wird daher in diesem Jahre durchweg ein hohes Gebot abgegeben, die Seupreise steigen allenthalben. Bemerkenswert ist weiter noch die Tatsache, daß das mit Maschinen gemähte Gras länger hält und bei diesem schieflichen Wetter nicht so leicht verdirbt, als das Gras in den Schabden. Das Untergras will trotzdem nicht kommen. Es ist die höchste Zeit, daß das Gras gemäht wird. Die Gräser ziehen bereits ihre Rippen zusammen, ein Beweis, daß die Samenbildung begonnen hat. Wenn das Wetter sich nicht ändert, muß es mit der Braunkrümmung versucht werden, doch sind wenige Landwirte hierin geübt. Der Nachwuchs auf den Weiden läßt auch zu wünschen übrig und so wünscht man überall Wärme und Sonnenschein, damit auch die Weiden nicht so sehr vom Tritt der Tiere mitgenommen werden.

Der Stand des Hafers

Ist größtenteils recht gut. Stellenweise leidet der Hafer bereits unter der Rasse und sieht gelb aus. Stellenweise ist er aber viel zu geil und fängt bereits an zu rotten. Der Hafer ist sehr empfindlich gegen Regen, wenn keine Rippen sich zeigen. Also auch aus diesem Grunde müßte es anderes Wetter werden. Hin und wieder zeigen sich jetzt Felder mit vielen fiedrigen Sackrispen. Dies ist durch den Getreidehaufluß verursacht.

Der Roggen

wird spät reif, bildet sein Korn aber vorzüglich aus. Die früh in den Roggen gesäte Serradella wird viel zu lang werden, ebenso die Lupinen, die schon Anfang Juni untergefaßt wurden. Im übrigen ist die Gründüngung überall gut aufgekommen und somit Hoffnung fürs nächste Jahr vorhanden. Die Verquickung des Bodens nimmt aber auch überall zu.

Die Hackfrüchte

müssen jetzt überall Wärme und Trockenheit haben. Wir schreiben in voriger Nummer, daß 3. H. nicht gehakt werden dürfte. Das scheint falsch aufgestellt zu sein. Man kann Hackfrüchte immer hacken, so lange sie nicht dadurch geschädigt werden, aber das Hacken bei Regen hat überhaupt keinen Zweck, das weiß auch ja jeder erfahrene Gartenbesitzer. Auch bei den Hackfrüchten zeigt sich die Verunreinigung bzw. Verquickung stark. Bei den Gartenhackfrüchten ist doch überall die Weizenkultur die beste, so auch bei den Karotten oder Birkeln. Manchem Gartenfreund war es unmöglich, das Unkraut heraus zu gären. Man hilft nichts mehr als Abmähen und das Hacken in Reihen.

Die Kartoffeln

wachsen noch zu üppig im Laube. Es besteht die Gefahr, daß bald die Kartoffelkrankheit hereinbricht. Zwei Krankheiten zeigen sich auf einigen Kartoffelfeldern: 1. Die Blattfleckenkrankheit. Einzelne Stauden werden gelb und bekommen stippige Blätter. Befämpfung: herausreißen, eingraben oder verbrennen; 2. die Krautflüchtheit. Diese tritt jetzt bei verschiedenen Sorten auf, z. B. bei Römigen jah Verichterfäcker dieselbe auf 2 Sorten, in Wildeshausen einzeln ufm. Die Blätter rollen sich auf und werden bei den roten Sorten meist rötlich angehaucht. Es ist dringend erwünscht, daß jetzt diese Krankheit beobachtet wird, auch darauf hin, ob der Pilz sich in der Erde weiter verbreitet und anliegende Stauden ansteckt.

Die Auswanderungslust der Feuerleute

im Süden unseres Landes nimmt wieder einen größeren Umfang an. Es ist daher wohl von Interesse, daß die Verwaltung des Landesfulturfonds in ausgereicherter Weise für die Befriedigung sorgt und die Leute seine Veranlassung haben, sich außerhalb des Landes ein eigenes Heim zu erwerben bzw. sich von Agenten für Kolonialland anwerben zu lassen.

Wir übergeben hier zwei Vorkommnisse der Verwaltung des Landesfulturfonds der Öffentlichkeit, damit jeder Unparteiische sich ein Urteil bilden kann. Den Leuten, die sich selbständig machen wollen, kann nur geraten werden, sich an oben bezeichnete Behörde zu wenden.

Die Schreiben lauten:

1. Betrifft: Unterstützungsgeld des W. zu R.

Die Verhältnisse des P. B. sind örtlich festgestellt worden. Derselbe ist Bauernsohn, dessen Vater mit 9 Pferden arbeiten soll; es darf also wohl bemerkt werden, daß der Vater und auch der Schwiegervater dem Anfinger weiter helfen werden, sonst würde W. auf der Stelle über kurz oder lang fertig sein auch mit einer Unterstützung des Landesfulturfonds; ganz abgesehen davon, daß eine solche, wie verlangt, über 40 Scheffellast mit ca. 800 M. Kosten

bei den geringen Mitteln des Landesfulturfonds an einen einzigen Anbauer überhaupt nicht gewährt werden kann.

W. soll erst beabsichtigt haben, nach Nifolausdorf zu gehen; er hat sich aber dort umgesehen, schließlich hat er aber dem Zeller Th. in Nl. 110 Scheffellast, von denen 35 kultiviert sein sollen, für den überaus hohen Preis von 8000 M. abgekauft.

Das auf dem Seidpladen erbaute neue Haus, welches fast fertig ist, hat 150 Quadratmeter Inhalt und kostet mindestens 3000 M.; Schulden demnach 11 000 M. zu 4 Prozent, wofür jährlich 440 M. Zinsen zu zahlen sind.

In 300 Arbeitstagen hat W. also bei einer Viehhaltung von nur einer Kuh täglich vorerst ca. 150 M. für seine Gläubiger zu verdienen, ehe er an seinen eigenen Lebensunterhalt denken kann. Auch in der Umgebung von Nl. ist man allgemein der Ansicht, daß sich W. nur schwer wird halten können.

Die Verwaltung hat die Verhältnisse vorstehend etwas eingehender klar gelegt, um zu zeigen, wie wenig die wohlhabenden Bauern des Münsterlandes Ursache haben, die angeblich schlechten Lebensbedingungen der Kolonisten in den staatlichen Gesellschaften herabzusetzen.

In der Kolonie Nifolausdorf würde W. unter gleichen Verhältnissen in den ersten 10 Jahren nur 3000 M. zu 3 Prozent = 90 M. jährlich für den Hausbau zu verzinsen gehabt haben, d. i. pro Jahr eine Ersparnis von 440 — 90 = 350 M., oder in den 10 Jahren bei 4 Prozent Verzinsung gegen 4000 M., die in Nl. der Zeller Th. einfließt. Nach den Freijahren würde W. in Nifolausdorf 90 M. (11,0 Hektar $\times$ 6 W, sind 156 M.) zu zahlen haben, d. i. eine Ersparnis gegen 440 M. von jährlich 284 M. Dies entspricht einem Kapital von 7105 M.

Im Ganzen würde sich demnach W. in Nifolausdorf um über 11 000 M. besser gefanden haben als in Nl., ganz abgesehen von den Kultivierungsprämien, Brunnen, Weiden und sonstigen Unterstüßungen, die im Jahre 1906 bei einigen Kolonisten über 200 M. ausmachten. Diese Vorteile sollen im vorliegenden Falle aber durch die 3½ Sektar Kulturland als Ausgleich gelten, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß auch seitens der Verwaltung verschiedene Kolonate mit je 1½ Sektar Kulturland, teilweise sogar mit voller Roggenernte, vergeben worden sind, für die dann nur eine Rentenerhöhung von 0,50 M. pro Sektar eingetreten ist.

Die Verwaltung hat geglaubt, den vorliegenden Fall Großherzoglichem Ante nicht vorzuenthalten zu sollen, da er durchaus nicht vereinzelt dasteht; es darf hier nur auf die Unterstüßungsgehalte von W. in Nl. und in R. hingewiesen werden, denen von den Veräußerern gleich beim Verkauf angetragen worden war, sich an die Verwaltung des Landesfulturfonds zwecks Unterstüßung zu wenden.

In Vertretung: gez. Glaf.

2. Betrifft: Gewährung von Darlehen.

Die Verwaltung besitzt keine Mittel, um Zinsen im Darlehen von 5000 M. auszuwirken für Zins von 6. in L. zum Preise von 6000 M. gekaufte kleine, nur 35 Scheffellast große Stelle, auf der zwar ein Haus steht, für das Sie aber, wie Sie selbst schreiben, zunächst noch Bargeld zur Ausbesserung verwenden müssen. Der Verwaltung ist es überhaupt zweifelhaft, ob Sie diese hohe Summe auch anderwärts zu angemessigem Zinsfuß werden erhalten können.

Im Auftrage: Glaf.

Herrn Heuermann Th. in L.

Erläuterung zu Vorstehendem.

Es ist bebaubar, daß sich derartige Anbauer, ehe sie sich von Privaten Land kaufen, nicht vorher an die Verwaltung des Landesfulturfonds wenden und von dieser einen auskömmlichen Beistand zu erwerben suchen.

In der Kolonie Nifolausdorf wären beispielsweise für eine 100 Scheffellast große Stelle — also dreimal so groß als der jetzige Beistand von Th. — mit einem neuen Wohnhause im Werte von 3000 M. zu zahlen gewesen:

In den ersten 10 Jahren nur 3 Prozent für die Hausbaukosten, sind 90 M. mal 10 sind 900 M. In diesem Zeitraum bezahlt Th. jetzt auf der dreimal kleineren Stelle 6000 mal 4 Prozent mal 10 sind 2400 M. Ersparnis demnach 1500 M.

Nach Ablauf der 10 Jahre werden in Nifolausdorf für 100 Scheffellast jährlich je 60 S. gezahlt, d. i. im ganzen 60 M. pro Jahr, plus 90 M. Hausbauzinsen sind 150 M. gegenüber 240 M. der jetzigen jährlichen Lasten des Th. mit dem alten Wohnhause. Demnach jährliche Ersparnis noch 90 M. Dieser Betrag kapitalisiert ergibt 2250 M. plus 1500 M. Ersparnis in den ersten 10 Jahren, sind 3750 M. Da außerdem pro Hektar in Kultur gebrachtes Land bis zu 60 Mark Prämie an den Kolonisten vom Staate gezahlt wird, und ferner zu Brunnen, Geräte- und Düngerbefahrung, Obst- und sonstigen Baumplantagen, Grünlandweiden usw. weitere Beihilfen den Kolonisten verabfolgt werden, so würde der Bewerber in Nifolausdorf mindestens 4000 M. bis 4500 M. billiger wohnen und hätte den dreimal größeren Landbeistand und ein neues Wohnhaus zu Eigentum.

Falls demnach irgendwo Niederlegungslustige vorhanden sind, die Absicht haben, sich Eigentum zu erwerben, kann denselben nur angetragen werden, sich zunächst immer an die Verwaltung des Landesfulturfonds zu wenden.

Die Dünung der im Winter überschwemmten Wiesen wird nach dem ersten Schnitt am besten vorgenommen,

und zwar so, daß man Thomasmehl und 40prozentiges Kali nimmt, nicht Kainit, weil dieser schädigen würde.

Die Schädigungen durch Nonnenberger Kainit sind stellenweise doch so bedeutend, daß die landwirtschaftlichen Vereine, die Zentralgenossenschaft usw. dagegen vorgehen müssen. Das Gras ist völlig verschwunden und kommt in diesem Jahr auch nicht wieder.

Thomasmehl und Kainit sind jetzt zu bestellen, weil späterhin Wagenmangel eintritt und nicht geliefert werden kann.

Zu Neulanfsaaten

Ist diese Zeit sehr geeignet, nur muß nicht gerade vorher Kainit gestreut sein. Ebenso ist man jetzt in den Marschen am besten Weiden ohne Lieberfrucht an.

Die Buchführungshefte

der Oldenb. Landwirtschaftskammer tragen der neuen Steuererschätzung Rechnung. Sie erscheinen baldigst. Es ist in letzter Zeit versucht worden, andere Buchführungshefte einzuführen und sind Vorräte über Buchführung gehalten. Diese Buchführung kann jeder oldenburgische Landwirt kinderleicht erlernen, und sie genügt für alle Zwecke der Steuererklärung.

Die Oldenburgische Hagelversicherung

nimmt noch bis zum 10. Juli Anträge an. Es kommt jetzt der gefährlichste Monat mit den vielen Gewittern. Die Oldenburgische Hagelversicherung nimmt jedes Jahr an Umfang zu. Es muß jeder oldenburgische Landwirt dahin kommen, daß er seine Früchte gegen Hagelschlag versichert. Absolut vor Hagelschlag sichere Gegenden gibt es nicht.

Auf dem Gebiete der

Geflügelzucht

wird der nachfolgende Artikel, der uns von unparteiischer Seite eingeschickt wurde, interessieren. Es sind mit dem darin erwähnten Züchtermittel auf unsere Veranlassung Versuche gemacht, die ungemein günstig ausfielen. Der Bericht lautet:

Die Zeit, in welcher das Junggeflügel auf unseren ländlichen Geflügelhöfen heranwächst, ist jetzt da, infolge der wechselnden Temperatur und besonders infolge der herrschenden Kälte diesmal leider eine für die Küdenaufzucht recht ungünstige Zeit.

Manches Küden verkrümmt und manches geht ein, weil ihm eine der wichtigsten Lebensbedingungen, der Auslauf ins Freie mit seiner Gelegenheit zur Jagd auf Kerbtiere und Würmer, in diesem Jahre nicht genügend erfüllt werden kann.

Da ist es für den Geflügelzüchter geboten, sich nach Ersatzmitteln umzusehen, wenn er nicht auf den erforderlichen Nachwuchs seiner Zucht verzichten will; er muß den Küden auf künstliche Weise zuführen, was Mutter Natur ihnen sonst darbietet.

Wer eine Geflügelzeitung in dieser Zeit liest, wird wissen, was er in dieser Beziehung zu tun hat; denn in häufig wiederkehrenden Artikeln pflegen dort Sachverständige bekannt zu geben, was für nötig und nützlich erscheint zum Gedeihen des Junggeflügels, und in Annumen teils preis regelmäßig verschiedene Futterfabriken ihre Erzeugnisse an.

Aber trotzdem pflegt der ländliche Geflügelzüchter, von einigen Ausnahmen abgesehen, sich nur selten der angepriesenen künstlichen Züchtermittel zu bedienen; dieselben sind ihm zu teuer, wenn er mit den Kosten, die ihre Verwendung verursacht, den Nutzen vergleicht, den seine Geflügelzucht aufzuweisen hat.

Da dürfte es vielen erwünscht sein, wenn wir heute auf ein Futtermittel hinweisen, welches weit billiger ist als die Küdenfuttermittel der erwähnten Fabriken und doch bei richtiger Anwendung dasselbe, wenn nicht Besseres leistet als jene.

Unter der Bezeichnung „gemahlene Talggrüben“ hat es die Firma Gustav Wiemann in Oldenburg vor einiger Zeit in den Handel gebracht, und sorgfältig, von uns seit mehreren Monaten angestellte Versuche haben die günstigsten Erfolge gehabt, um uns von seinem Wert zu überzeugen.

Dabei erfordert die Verwendung keine nennenswerten Mühe und kaum höhere Kosten als die allhergebrachte Fütterung mit Hafergrütze, Reis und Gersten- oder Weizen- schrot. Man weicht nur ein Quantum Talggrüben in heissem Wasser 10 Minuten lang auf, mischt den hierdurch entstehenden Brei mit dem doppelten oder dreifachen Quantum Gerstemehl und füttert soviel Milch hinzu, daß sich aus der Mischung ein fester Teig kneten läßt, von welchem man den Küden dreimal täglich, früh am Morgen, gegen Mittag und nachmittags gegen 5 Uhr soviel gibt, als sie mit Appetit verzehren. Nur ist zu beachten, daß das Futter nicht sauer wird und deshalb an jedem Tage neu angemacht werden muß.

Die Milch, welche man zuletzt, ist in den ersten Wochen am besten süß; später aber tut Magermilch, auch wenn sie sauer ist, dieselben Dienste, und das mit derselben hergestellte Futter wird von den Küden nicht weniger gern genommen und bekommt ihnen ebenso gut, als das mit Vollmilch hergestellte.

Wenn also daran liegt, sein Junggeflügel frühlich gedeihen zu sehen, der verschaffe sich baldigst das erwähnte Futtermittel, und er wird sich wie wir wundern dürfen, wie schnell und kräftig seine Küden heranwachsen und

wie leicht sie die erste Mauserung und alles andere überstehen, was sonst ihre Entwicklung beeinträchtigt.

Der gegenwärtige Stand der Schweinehaltung.

Von Dr. R. o. ch-Halle, veröffentlicht in der „Deutschen landwirtschaftlichen Rundschau“.

Die hohen Preise des vorigen Jahres für fette Schweine sind so heruntergegangen, daß von einem Gewinn bei der Mästung der Schweine heute nicht mehr gesprochen werden kann, noch werden bei zweckentsprechender Auszucht und Mästung Verluste noch vermeiden werden können, so daß die verarbeiteten Futtermittel sowie die Unkosten für Wartung und Pflege bei der Schweinemast dem Landwirt doch noch eben bezahlt werden. Wenn wir uns nach den Gründen dieses rapiden Preissturzes fragen, so sind dieselben zuerst in einer geringen Überproduktion zu suchen. Die Bestände an Zucht- und Mastschweinen sind in den beiden verfloßenen Jahren infolge der hohen Preise überall ganz bedeutend vermehrt worden, so daß augenblicklich große Mengen junger Schweine vorhanden sind, welche bald zu gemästeten Schweinen heranreifen werden. Dazu kam aber noch, daß infolge der kalten Monate April und Mai und der längeren Trockenheit die Vegetation sehr zurückgefallen wurde und der vielerorts ausgewinterte Klee eine Wüde aus in der Ernährung der Schweine erwarten ließ. Dann wurden Speise- und Saatkartoffeln sehr gesucht und gut bezahlt, so daß die Verfertigung der Kartoffeln an Schweine ganz bedeutend eingeschränkt wurde. So sind vielfach Schweine auf den Markt gekommen, die noch nicht genügend ausgewachsen und ausgemästet waren, welche die Preise herunterdrückten. Ein weiterer Grund für den erheblichen Rückgang der Preise für Schlachtschweine ist aber darin zu suchen, daß trotz des gewaltigen Preissturzes, den bezüglich der Schlachtschweine zu verzeichnen ist, die Fleischpreise, die der Konsument zahlt, fast überall in Deutschland noch viel zu hoch sind, so daß sich der Konsument trotz des größeren Angebotes von Schlachtschweinen nicht entsprechend heben konnte. Der Verdienst der Händler und Schlächter ist besonders bei den Schweinen heute ein enormer, wie die nachfolgenden vergleichenden Zahlen aus dem 1. Quartal 1906 und dem 1. Quartal 1907 beweisen:

	von	auf	um
Berlin	26,4	41,6	15,2 „
Breslau	38,1	50,1	12,0 „
Magdeburg	18,5	37,0	18,5 „
Hannover	11,6	32,5	20,9 „
Kassel	32,1	45,1	13,0 „

Diesen unersparlich hohen, ungerechtfertigten Gewinn sollten nicht nur Produzenten und Konsumenten zu verhindern suchen, sondern auch die Magistrate der größeren Städte, welche vor kurzem noch, als es gegen die Landwirte ging, mit wenig Ausnahmen in das Fleischnotgeld einstimmen, sollten nun zeigen, daß es ihnen mit der Verbilligung des Fleisches ernst ist. Dies könnte dadurch geschehen, daß die mit dem Schlachten in den städtischen Schlachthäusern und der Fleischbeschau verbundenen Kosten ermäßigt und daß die Schlächter gezwungen werden, wie dies in Nürnberg geschehen ist, die Preise des verkauflichen Fleisches unter genauer Angabe der Qualität durch eine ausgeglichene Preisliste vor der Kasse bekannt zu geben. Sollten durch diese Maßnahmen dem Preise der Schlachttiere entsprechende Fleischpreise noch nicht erreicht werden, so würden, wie in Wien und Göttingen, die Stadtverwaltungen selbst schlachten und das Fleisch zu dem Selbstkostenpreise nebst einem angemessenen Verdienst abgeben müssen. Dieser letztere Weg wird überall Erfolg haben, leider scheitert sich aber die Stadtverwaltungen, ihn zu betreten. Aber auch die Konsumenten dürfen den von ihnen geforderten zu hohen Preis, im speziellen Schweinefleischpreisen gegenüber sich nicht so passiv verhalten, wie dies im allgemeinen der Fall ist. Die Schlächter setzen fast immer einmütig zusammen, wenn es sich um Hochhalten oder Erhöhung der Fleischpreise handelt, sie sind ausgezeichnet organisiert, die Konsumenten sollten sich hieran ein Beispiel nehmen und sich gleichfalls zusammenschließen.

Wenn Schlachtgenossenschaften sich bisher wenig betätigt haben, so ist damit doch nicht gesagt, daß dies auch in Zukunft immer der Fall zu sein braucht. Die konsumierenden Städte sollten es einmal mit einer Schlachtgenossenschaft versuchen, in der nur Schweine geschlachtet werden, dieselben sind ohne große Mühe mit Umgebung des Zwischenhandels in gleichmäßiger Qualität zu beschaffen und wenn der Verkauf von frischem Fleisch sich einmal nicht nach Wunsch gestalten sollte, so ist daselbe doch durch Vereinerung von frischer Butter und von Dauerwaren immer bis auf den letzten Rest zu verwerten. Außerdem möchte vorgeschlagen werden, daß in größeren Städten gemeinsam eine Einrichtung getroffen wird, welche es dem Städter ermöglicht, sich im Winter ein Schwein schlachten zu können und davon Dauerwaren zu bereiten, ohne daß ihm dadurch besondere Unannehmlichkeiten und hohe Kosten erwachsen. Wie mancher Landwirt mit größerer Familie, der in die Stadt zieht, würde, wie er es gewohnt ist, sich im Winter gern ein Schwein schlachten, aber es wird ihm durch die damit verknüpften Unannehmlichkeiten und unersparlich hohen Unkosten oft absichtlich verweigert.

Wenn die Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreisen so groß wie augenblicklich ist, dann sollten die Landwirte überall so verfahren, wie ihre Berufsgenossen am Rhein, welche ihre fetten Schweine unter Einhaltung der für die Fleischbeschau erlassenen Vorschriften schlachten und dann das Fleisch selbst in der Stadt feilbieten lassen. Wenn von dieser Maßregel ausgiebig Gebrauch gemacht würde und wenn die Landwirte auch erheblich billiger als die Schlächter verkaufen würden, dann könnten sie für ihre Schweine doch immer noch einen angemessenen Preis lösen. Vielleicht tragen diese Reize dazu bei, daß die in der Nähe von Städten oder Industriestädten wohnenden Landwirte auf diese Weise ihre fetten Schweine zu guten Preisen veräußern, diese Maßregel sollte ohne Zögern ergriffen werden. In abgelegenen Gegenden sollten die Landwirte an die Gründung von Schlachtviehverkaufsvereinigungen herantreten, welche mit Umgebung des Zwischenhandels dem Städter bezw. den Schlachtgenossenschaften die Schweine direkt liefern würden. Der Anschluß an die Viehverwertungsvereinigungen in Berlin würde dabei wohl unerlässlich sein, diese würde den Absatz an den Schlachtviehmärkten am besten vermitteln.

Aus diesen Ausführungen ersieht man, daß nur aus-

genblicklich vorliegende Verhältnisse eine zu niedrige Bewertung der fetten Schweine bedingen, daß diesem niedrigen Preisstand durch die städtischen Verwaltungen, durch die Konsumenten und die Produzenten entgegenge wirkt werden kann und muß, daß vor allen Dingen die von den städtischen Magistraten und den einzelnen Landwirten vorzunehmenden Schlachtungen am schnellsten günstige Preise für die fetten Schweine bewirken werden. — Diese niedrigen Preise werden längere Zeit nicht bestehen bleiben können, und daher würde es der größte Fehler sein, welchen die Züchter von Schweinen begehen könnten, wenn sie jetzt die Zucht, die sie kaum vergrößert haben, wieder einschränken wollten. Die Preise für Ferkel und Käuferfische sind bedeutend geworden, aber nur dann unrentabel, wenn Aufzucht und Haltung zu viel Unkosten verursachen. Auf dem Lande wohnende sogenannte kleine Leute haben sich bei hohen Schweinepreisen Sauen angeschafft, hier wird naturgemäß eine Einschränkung der Haltung von Zuchtsauen eintreten, aber den größeren Besitzern, besonders aber auch den kleinen und mittleren bäuerlichen Besitzern möge dringend davon abgeraten werden, jetzt eine Einschränkung der Zucht vorzunehmen. Die Bevölkerungsabnahme unseres Vaterlandes steigt ständig, auch der sogenannte vierte Stand macht hohe Ansprüche bezüglich seiner Ernährung mit Fleisch, der geringe Überfluß an Schweinen wird bald verbraucht sein und es ist Pflicht der Landwirte, dafür Sorge zu tragen, daß triftige Gründe nicht vorhanden sind, welche es den Gegnern der jetzigen Wirtschaftspolitik und des Schutzes unserer Verhältnisse gegen Vießfleisch ermöglichen, wieder einmal den Fleischnotrappel in Szene setzen zu können. Es ist der deutschen Landwirtschaft gelungen, auch die erhöhten Ansprüche des deutschen Volkes auf Fleischernahrung zu befriedigen, dies kann aber auf die Dauer nur dann geschehen, wenn von den Vießfleisch treibenden Landwirten die jetzigen Bestände an Zuchtschweinen nicht verringert werden. Wenn eine momentane Einschränkung der Produktion an Schweinen stattfinden soll, so möge empfohlen werden, die Sauen nach dem Ablegen der Ferkel nicht sofort wieder belegen zu lassen, sondern bei billiger Ernährung mit Grünfutter oder auf der Weide sie einen oder zwei Monate ruhig bleiben zu lassen. Die Geburt von Ferkeln wird so etwas verzögert, man behält aber ein Zuchtmaterial, das man dann jederzeit wieder voll zur Zucht ausnutzen kann.

Um eine billige Ernährung mit voluminösen, in der eigenen Wirtschaft erzeugten Futtermitteln durchführen zu können, wodurch auch bei niedrigen Preisen die Schweinezucht und -haltung rentabel zu gestalten ist, müssen Schweine gehalten werden, welche ihrer ganzen Haltung, Erziehung und Konstitution nach hierzu geeignet sind. Hier würde für die Landesbewirtschaftung zunächst das veredelte Landfleisch in Betracht kommen, welches gesund, widerstandsfähig und genügend sich für eine weniger intensive Ernährung und Haltung geeignet erweisen hat. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß naturgemäß gehaltene und erlärte Gelschweine hierzu ungeeignet seien. Unzweckmäßig erscheinen hierfür die leider noch so häufig vorkommenden Schweine, welche durch unrichtige Stallhaltung, durch ungesunde, oft zu mäßige Ernährung, durch fehlerhafte Zuchtmethoden, durch Inzucht und Verwandschaftszucht so degeneriert sind, daß sie, wenig widerstandsfähig, eine voluminöse Kost nicht vertragen und verwerten können.

Das veredelte Landfleisch gewinnt uns dabei noch den Vorteil, daß es infolge seiner etwas längeren Entwicklungsperiode nicht so wie das Gelschwein zur Rentabilität eine intensive Schnellmast beansprucht, sondern infolge seiner Gesundheit und seiner Wichtigkeit eine längere Zeit mit Erhaltungsfutter im Stall und auf der Weide ertragen werden und dann im Herbst, wenn neue Futterartoffeln zur Verfügung stehen, recht bald zu einem schweren Mastschwein herangeführt werden kann.

Sollte den Sommer hindurch Grünfutter aus Kleckern, Gemengedaten, Aveln, Grünmais usw., sowie Weide auf Gras- und Kleckern und auf abgeernteten Feldern nicht genügend zur Verfügung stehen, so kann recht sein gekaufte, mit heißem Wasser aufgeschüttetes Vieß- oder besser Kleckern ein voluminöses Schweinefutter liefern. Auch die verschiedenen Spreuarten mit Ausnahme der Gerstenpreu sind zur Fütterung der Schweine sehr wohl geeignet, nur muß man dabei bedenken, daß dieselben arm an Eiweißstoffen sind. Kleckern, wie sie an den Abzudeplätzen sich anfinden, Aveln- und Kleckernpreu sind als voluminöses Futter für Zuchtschweine und Käuferfische sehr wohl zu verwerten. Trotz der fehlenden Kartoffeln und des teilweise ausgewinterten Klees ist es nicht allzu schwierig, die vorhandenen Zuchtschweine und zukünftigen Mastschweine zu erhalten und den Sommer hindurch billig zu ernähren. Wird das Futter zu arm an Nährstoffen, so wird man allerdings ohne Ausgaben für Kraftfutter nicht auskommen.

Die Möglichkeit ist ohne Frage vorhanden, die Zuchtschweine mit der vorhandenen Nachzucht den Sommer hindurch zu ernähren und zu halten, ohne daß allzu große Kosten damit verknüpft sind. Deswegen ist es Pflicht eines jeden Landwirts, der sich mit Schweinezucht und -haltung beschäftigt, seine Bestände nicht zu verringern, sondern im Hinblick auf die Anforderungen, die der Konsument im nächsten Herbst an die deutsche Landwirtschaft stellen wird, die Zucht und Haltung des Schweines in dem bisherigen Umfang weiter zu betreiben, damit sich Regelmäßigkeit in der Fleischversorgung der Bevölkerung, und wenn die Selbsthilfe in oben gekennzeichnete Weise eingreift, möglichst auch Regelmäßigkeit in der Preisbildung, in der Schaffung mittlerer Preise für Schweine und Schweinefleisch herausbilden, denn ständige mittlere Preise sind für den züchtenden und mästen Landwirt sowohl wie für den Konsumenten stets die vorteilhaftesten.

Obst- und Gartenbau.

Schilblaus und Schilbläuter in ihrer Lebensweise und Entwicklung.

Hierüber schreibt Dr. J. im „Gartenführer“: „Überall wo man hört, mit Ausnahme dort wo man rechtzeitig mit Karbolnemenmulsion spritzt, hört man Klagen über Ungeziefer, ja diese Klagen sind so groß, daß sie betonen, die Ernte wird zum Teil durch Ungeziefer vernichtet! Hauptfeinde sind die Schilblaus und der Schilbläuter.“

Was ist eine Schilblaus? Was ein Schilbläuter? Schilbläute sind helle oder dunkle flügellose, zum Teil unbewegliche Tiere, deren Haut allmählich zu einem Schild erhärtet. Schilbläuter sind kleine meist graue oder hellbraune unbewegliche Tiere der verschiedensten Form, die sich aus der abgestreiften Haut und aus der Wachsabscheidung eines Schild gebildet haben.

I. Schilbläute.

Von der Schilblaus gibt es zwei wesentlich unterschiedene Arten. Solche, bei denen die Weibchen beweglich sind, und solche, bei denen sie unbeweglich sind. Die letzteren kommen nur für uns in Betracht. Von ihnen gibt es aber eine so große Zahl, daß man sagen kann, fast jeder Baum und Strauch besitzt seine Schilblausart. Diese gleichen sich natürlich so sehr, daß man sie nicht oder nur wenig unterscheiden kann und sie lediglich nach der Pflanze benennt, auf der sie vorkommen.

Die Schilbläute sind entsetzlich interessanter als die Schilbläuter, weil sie ein wechsellöbliches Leben haben. Das, was wir an den Bäumen sehen, sind Weibchen. Diese Weibchen haben eine flügellose, meistens aber eine Schilblausform. Sie sind unbeweglich, weil sie an der Stelle, wo sie sitzen, ihren verhältnismäßig langen Rüssel in das Holz eingedrückt haben, und wenn sie es auch wollten, gar nicht imstande wären, diesen Rüssel frei zu machen.

Die Weibchen legen unter ihren Schildern Eier und sterben dann ab. So lange die Eier sich noch im Aufstadium befinden, gleichen sie einem weißen, frimeligen Pulver. Kommt der Frühling, so wird es durch die wärmende Sonne unter der harten Schilbläute lebendig. Die Eier wachsen, sie nehmen allmählich mehr Raum ein und der Schild hebt sich. Unter ihm quillt eine weiße in wolligen Fäden gefüllte Masse hervor, die immer größer wird, bis der Schild gleich einem Stützentapfen auf dieser weißen Masse ruht. Allmählich wird es in der Masse lebendig und heraus treten kleine, gelbliche Tiere, die vorläufig kaum die Größe eines Pulverforns haben. Sie fangen an zu wandern. Sie verteilen sich auf Stamm und Ast, unsichtbar beinahe dem Auge, aber unaussprechlich, so daß auf einem Baume, der im vorigen Jahre nur Zügelnde dieser Schilbläute hatte, jetzt Laufende und Überlaufende von kleinen Schilbläuten leben. Haben diese kleinen Tiere einen Sitz gefunden, der ihnen paßt, dann bohren sie ihren Rüssel ein und werden nun unbeweglich, wie die Mutter es war. Alle Tiere mit Rüssel sind Weibchen. Sie machen keine Metamorphose durch, d. h. sie bleiben wie sie sind und wachsen und dehnen sich. Ihre Haut überzieht den Körper wie ein Schild, aber sie ist vorläufig weich. Hart und kräftig wird sie erst nach dem Tode der Tiere, wenn sie den Schutz für die Eier bildet.

Anders die Männchen, diese haben eine vollständige Metamorphose, besitzen Flügel, aber keinen Saugrüssel. Sie sind äußerst art gehalt, klein und schwer zu beobachten.

Nach dem Auskriechen aus dem Ei überwintern die männlichen Tiere unter einem dünnen Schilde, verwandeln sich im Frühjahr zur Puppe und werden etwa Ende Mai zum geschlechtsreifen Tier. Die weiblichen Schilbläute erreichen bis zum Mai etwa 1½ mm Durchmesser, sie haben eine hellgelbe Farbe und färben sich von nun an immer dunkler, bis sie zum Herbst hin eine ganz dunkle, fast schwarzbraune Färbung erhalten haben und absterben. Ende Juni des nächsten Jahres entwickeln sich unter den toten Tieren die bis dahin behüteten Eier in der beschriebenen Weise.

Wer keine Bäume in der Zeit, wo die kleinen Schilbläute auf der Erde nach einem passenden Plazat sind, mit starkem Wasserstrahl bespritzt, tötet viele und spült manche ab. Das Mittel ist aber kein ausschlaggebendes, weil das Wasser die Tiere nicht alle trifft und weil es sie eventuell nur von einem Zweig auf den andern bringt. Es bleibt deshalb als wichtiges und höchstes Mittel die Befämpfung im Herbst und Winter mit einer 10prozentigen Karbolnemenmulsion.

II. Schilbläuter.

Im Gegensatz zu den Schilbläuten haben die Schilbläuter einen Schild, der durch abgestreifte Haut und Wachsabscheidung gebildet wird. Die Gestalt dieser Schilde ist sehr verschieden, bald gerade, bald gekrümmt, bald flach usw.

Von den ungemein zahlreichen Arten dieser Schilbläuter wird unseren Obstbäumen ganz besonders fälschlich eine einzige Art, — die Komma-Schilbläute oder die Wiesmüllschilbläute. Infolge ihres Schildes ist sie viel widerstandsfähiger als die echten Schilbläute und kann nur durch einen Anstrich mit 15prozentigem Karbolnemenmulsion getötet werden. Andere Schilbläuterarten finden wir auf unseren Topfpflanzen. Hier haben sie gewöhnlich einen weißgrauen Schild und treten deshalb auf der Unterseite der Blätter oder an Stämmen recht deutlich hervor. Schilbläuter dieser Art sind die Schilbläute auf unseren Palmen, auf den Oleandern und Infusienblättern, auf den Myrthen usw. Sie vermehren sich ebenso rasch wie die Schilbläute, wenn man nicht durch energisches Mähen mit Schwefelkaliumbrühe ihrem Treiben entgegen wirkt. Bei den Schilbläutern leben Weibchen und Männchen unter Schilbläuten. Die winzigen Männchen erscheinen Mitte Juni.

Da im Juni und Juli die Schilbläute und Schilbläuter sich durch die wandernden Jungen verbreiten, so glaube ich, ist es notwendig, gerade jetzt, in der Wanderzeit der Jungen, ihre Entwicklungsgeschichte klar zu legen.

Nachschritt der Befämpfung: Gerade zur Zeit kriechen die jungen Schilbläute aus. Es wäre also jetzt eine Befämpfung bei dem für die jungen Schilbläute ungünstigen Wetter sehr angebracht. Von Jever wurde ein Zweig eines Apfelbaumes eingeschickt, der vollständig mit der Komma-Schilbläute bedeckt war. Es wird recht, daß wir uns um diesen Feind der Obstbäume mehr kümmern, der beinahe so gefährlich ist, als die vielgenannte amerikanische St. Jose-Schilbläute.

Jagdgewehre

und Luxuswaffen: Doppelflinten
u. Drillingen modernster Konstruktion
(Gahles, Hektor), Büchsen,
büchsen, renom. Schuler, Lütticher
Fabrikate geg. bequeme monatliche

Teilzahlungen.

Ebenso Orig. F. N. Browningflinten u. Pistolen, amerik.
Repetierwaffen, Teaschings, Revolver, Schenkbüchsen und Zimmer-
waffen, Dekor-Waffen, Hirschzangen etc. Höchste Garantie für Aus-
führung und Schussleistung. **SIAL & FREUND** in Breslau i. L.

Illustr. Waffenkatalog Nr. 199 gratis u. freil. Offert. bereitwill.

Hoh. Oxe, Auerbach & Co.,**Dortmund,**

Zu Kauf und Miete:
Kompl. Bahnanlagen für Hand-, Pferde- u. Lokomotivbetrieb, **Weichen, Drehscheiben, Lowries, Kastenkipper** etc.
Rollenlager.



neue u. gebrauchte Lokomotive, Anschlußgleise, Ausarbeitung ganzer Bahnprojekte.

Sämtliche Ersatzteile auch für Konkurrenzfabrikate

15 mehr Batter mit der „Teutonia“-Milchzentrifuge

Die Maschine bringt also nach kurzem Gebrauch mehr ein, als sie kostet.
„Teutonia-Simplia“ von 60 bis 200 Liter Stundenleistung.
„Teutonia-Lamella“ von 300 bis 600 Liter Stundenleistung.
„Kulina“ für d. Haushalt, für 30 Liter stündl. Leistung. M. 60.—, f. 50 Liter stündl. Leistung. M. 80.—.
Einfachste Trommel.

Einfach nur ein Teil, gründl. u. bequem zu reinigen. Spielend leichter Gang, selbst bei größter Leistung. Mäheres über die präzis. Arbeit und die scharfe Entschäumung in unseren Prospekten, die wir Neuesten gratis überlassen.

Märkische Maschinenbau-Anstalt

„Teutonia“
G. m. b. H., Frankfurt (Oder) 553.

Drathtgeflechte

nebst allem Zubehör
kompl. Drahtzäune
— Stacheldraht —
Eiserne Pfosten
Tore - Türen
Drahtseile, Koppeldraht
Fischzug-, Kartoffelkörbe
Hans v. Hintzenstern
Drahtwaren-Fabrik
Teterow i. M.
Preisliste kostenfrei

Ve-tia (Odenb.). Gabe junge Jagdhunde

zu verkaufen. Garantie für beste Abkennung.
Karl Köhl, Fischlermeister.

Gut erh. leicht. Ackerswagen ohne Aufz. zu kaufen gel. überh. mit Verkauft. unter „Wagen“ an die Ann.-Exp. v. F. Wünnier, Odenburg.

Zu verkaufen ein gut erhalt. Wagen (Phaeton),

Preis 350 Mk.

Mäheres in der Exped. d. Bl.

Zu verk. 3 schön gezeichnete junge Hunde. — Zu erlangen Dampf-Waich-anstalt „Edelweiß“.

Wilhelm Eckardt &

Cöln, Aachenerstr. 1.
Ziegelei-Anlagen
Ringöfen, Drucköfen,
Gasöfen, Trockenanlagen.
Chamottefabriken
Kammeröfen.
Kalkwerke
Kalköfen, Schachlöfen,
auch mit Gasfeuerung.



3 Schenkel
3000 Oefen und Anlagen gebaut.
Geschäftsführung 1870.

Ernst Hotop, G. m. b. H.,

Berlin W. 30
Fabrikschornsteine
Höherführen, Gerade-
richten, Binden, Fugen,
Blitzableiter,
ohne Betriebsstörung.
Gebaut ca. 2000 Schornsteine.
Kesselemauerungen

Ia Futter-Fischmehl

ortfettet — für Schweine, Rindvieh, Hühner, Geflügel etc.
schnellste Mast, starke Knochenbildung, erhöhte Eierproduktion.
Man verlange Prospekt. Agenten gesucht.
A. Th. Spethmann & Co., Hamburg,
Fischmehlfabrik auf Wilhelmsburg (Elbe).

Eine fette Kuh
zu verkaufen.
Siebels, Ohmstedt.

Donnerstag. Gabe noch drei 7 Wochen alte Dobermann-hunde abg.

Dito Heilmann, Reichen.

Verkauf**in einer****Anbauerstelle****in Petersfehn.**

Petersfehn. Der Anbauer Gerhard Wilhelm Schröder in Petersfehn beabsichtigt, anderweitigen Ankauf wegen seine daselbst an der Mittellinie belegene, a. H. von Kintebiel benannte

Anbauerstelle

mit Antritt zum 1. November d. J. durch mich öffentlich meistbietend verkaufen zu lassen.

Die Stelle besteht aus dem in gutem Stande befindlichen, zu 2 Wohnungen eingerichteten

Wohnhause

und 5,6903 ha Ländereien, wovon reichlich 1/2 kultiviert sind. Die Ländereien sind sehr ertragfähig; das zur Stelle gehörige Moor liefert viel und guten Torf. Die Verkaufsbedingungen sind günstig.

Zweiter Verkaufstermin ist anberaumt auf

Sonnabend,**den 6. Juli d. J.,**

nachm. 6 Uhr,

in Schmarfieses Wirtshaus in Petersfehn, wozu Kaufliebhaber einlade.

Geboten sind nur 6500 Mk.

B. Schwaring, Auktionator.

Immobilienverkauf.

Der Eisenbahnstationsarbeiter Karl Meiners zu Bürgersfeld hat mich beauftragt, seine zu Bürgersfeld am Scheideweg Nr. 6 belegene

Befigung,

bestehend aus einem zu zwei Wohnungen eingerichteten, im besten baulichen Zustande sich befindlichen Wohnhause und einem 2 Scheffellast großen Garten, welcher viele Obstbäume enthält,

mit Antritt zum 1. November dieses Jahres öffentlich meistbietend zu verkaufen.

Zweiter Verkaufstermin steht an auf

Freitag,**den 5. Juli d. J.,**

abends 8 Uhr,

in Althofens Wirtshaus zu Odenburg an der Radolfers-

straße.

Die zu leistende Anzahlung ist sehr gering, es ist also einem Käufer, welcher nur über geringe Mittel verfügt, Gelegenheit gegeben, sich anzukaufen.

Käufer werden mit dem Besten eingeladen, daß bereits in diesem Terrain, falls nur irgend annehmbar, geboten wird, der Zuschlag erfolgen soll.

Odenburg, 29. Juni 1907.

H. Rickles,

Auktionator.

Vergantung**in****Petersfehn.**

Petersfehn. Der Anbauer Heinrich Schröder daselbst läßt wegen Aufgabe der Landwirt-schaft in und bei seinem Hause am

Sonnabend,**6. Juli d. J.,**

nachm. 3 Uhr,

öffentlich meistbietend auf Zah-

lungsfrist verkaufen:

40 Säuber, 1 Siege, 1 Butter-farne, 1 Staubmühle, 1 Schneidebeil mit Messer, 1 Gropenfarre, 1 Porzellan, 1 Karloffelweiser, 1 Deimal-mage, 1 gr. Kochkessel (125 Ltr. Füll.), 1 Staubwanne, 1 Schellfahne, 1 Schweine-fallen, 1 Partie Dielen,

ferner: 1 Glaschrank, 1 Kleider-schrank, 1 Wäschschrank, 1 Kist, 1 Regulator, 1 Wanduhr und viele hier nicht benannte Sachen;

ebendam: 9 Sch.-S. gut belegtes Gras, 9 Stüde guten Roggen,

2 Sch.-S. Kartoffeln.

Kaufliebhaber ladet ein

B. Schwaring, Auktionator.

Nachfrage.

Petersfehn. Nach Beendigung der Vergantung des Anbauers

Heinrich Schröder in Petersfehn am

Sonnabend,**den 6. Juli d. J.,**

läßt der Anbauer Gerh. Schröder bei (Mittellinie) wegen Brand-unglücks bei der Brandstelle:

2 junge belegte Kühe,

2 trüchtige Sauen,

1 güste do. und

10 Futterfische

öffentlich meistbietend auf Zah-

lungsfrist verkaufen.

B. Schwaring, Auktionator.

Immobilienverkauf in Bodel.

Wieselsied. Weinfrüher Joh. Neumann in Bodel beabsichtigt seine zu Bodel an der Chaussee Bodel-Borbeck belegene

Brinkfischerstelle

bestehend in Wohnhaus, Scheune und 6,4332 ha Garten, Acker- und Weideländereien, mit An-

tritt zum 1. Mai 1908 zu ver-

kaufen.

Verkaufstermin ist angelegt auf

Freitag, den 12. Juli cr.,

nachmittags 4 Uhr,

in Martenss Gasthause in Bodel.

Die Gebäude sind in recht gutem Zustande, die Ländereien sämtlich in einem Komplex bei dem Gebäuden belegene, recht guter Bonität.

Der Ankauf der Stelle kann bestens empfohlen werden. Antritt der Ländereien gleich nach beschaffter diesjähriger Ernte. Der größte Teil des Kaufgeldes kann verzinlich stehen bleiben. Kauflustige ladet ein

D. Bröhl, Auktionator.

Zettel 6. Gude. Zu verk. ein feiner Kintebier. Carl Ahlers.

Edeweicht.

Der Grundbesitzer Hermann Joh. Gerdes-Röben z. Nordeweicht 1 (Wirt) läßt am

Freitag,**den 5. Juli,**

nachmittags 1 Uhr anfaß,

in und bei seiner Wohnung meist-

bietend mit Zahlungsfrist ver-

kaufen:

1 hartes Arbeitspferd,

2 milchgebende Kühe,

7 junge Schweine,

25 Säuber,

5 Körbe Bienen (1 Vogen-füllbar),

2 Ackerswagen mit Aufzügen, 1

Wing mit Wägen, 2 Gagen, 1

Wagen, 1 Weidenwagen, ver-zins-

bares Pferdegeschirr, 1 Staub-

mühle, 1 Schneidebeil, mit

Messer, 1 Weiskessel, 2 Karren,

1 Milchtransportschiff, 1 Eimer,

Wagen usw., 1 Hobelbank,

verschiedenes Zimmergeschirr,

mehrere Bienenkörbe u. Auf-

züge, darunter 5 Vogenfüller,

1 Deimalmäge mit Gewicht,

2 Beile, 1 Staubwanne, 2

Seifen, 2 Spaten, 2 Fellen,

Widen usw. ferner 1 Weiden-

schrank, 1 Glaschrank, mehrere

Tische, 1 Kommode, 2 Wand-

uhren, 1 Bettstelle, 2 eichen

Koffer, 1 Dbd. Stühle, 1 antike

ein. Kiste, 1 antike Feuer-

pumpe, verschiedene zinn.

Kannen, Fässer und Karren,

darunter antike Sachen, 1

Sporherd mit Zubehör, 4 ei-

sen, mehrere Porzellan- und

Steinwaren u. sonstiges Haus-

und Küchengerät, ebendam:

15 Scheffellast grünen Roggen,

6 Scheffellast Kartoffeln,

6 Scheffellast Hafer,

1 Fläche Dreifelhengras (im

Moorland).

2 Zagenweid Gras (im Vieh),

150 Hk. Speck und Fleisch-

waren.

Das Gras im Vieh ist vorher zu

sehen.

Ferner gelangt die Nachweise

der Wiese im Vieh mit zum

Ausschlag.

Kaufliebhaber ladet ein

Lüers.

Zu verkaufen ein zu Oden-

burg belegenes

Haus (2 Wohnungen)

mit Stall und großem

Garten.

Es können von dem Garten

auch 1 oder 2 Banplätze für

sich verkauft werden.

Mäheres durch

G. Memmen, Theaterwall Nr. 9,

zu verkaufen.

Ein ganz neues, sehr

kräft. Fahrrad billig

zu verkaufen.

Heiligengeiststr. 1,

Laden links.

2 neue Sofas noch sehr billig

zu verkaufen. Tapezierer Friedr.

Jacobst. 4b (Friedemann).

Verkauf**in einer****Mühlensbesitzung,****verbunden mit****Sägewerk.**

Der Müller Friedrich Altmann zu Oberlehe hat mich beauftragt, seinen daselbst be-

legenen Betrieb, bestehend aus:

der im besten Zustande be-

findlichen holländischen Wind-

mühle mit 3 kompletten

Wahlgängen, dem dabei ein-

gerichtetem sehr gut arbeitenden

Motorbetrieb und dem Säge-

werk, ferner einem neuerbauten

geräumigen Wohnhause, dem

sehr großen Schweine- und

einem Viehstall, auch 3,0047 ha

Ländereien guter Bonität,

krankheitshalber öffentlich meist-

bietend zum Verkauf bringen

zu lassen.

Dritter und letzter Termin

zum Verkauf ist angelegt auf

Freitag,

den 5. Juli d. J.,

nachm. 6 Uhr,

in Albers Wirtshaus zu

Oberlehe.

Die Besichtigung ist an der

Chaussee Barbenburg-Oberlehe

sehr günstig gelegen. Die Mühle

hat feste Kundschaft, wird gut

frequentierte und ist sehr zum

Anfang zu empfehlen.

Die Ländereien kommen mit

den Gebäuden zusammen, wie

auch getrennt in passenden Ab-

teilungen zum Verkauf.

Falls in diesem Termine

annehmbar geboten wird, erfolgt

somit der Zuschlag.

Jede gewünschte Auskunft

erteile ich unentgeltlich.

Kaufliebhaber ladet freund-

lichst ein

Georg Schwarting,

Gertruden-Odenburg,

Hauptstraße 3. Fernsprecher 288.

Zu verkaufen

zu Oersten

an der Haupt- und Feststraße

belegene

Banplätze.

G. Memmen, Theaterwall 9.

Verkauf**in einer****Anbauerstelle****in****Friedrichsfehn.**

Friedrichsfehn. Der Brin-finger Joh. Gerh. Ripken in

Wohrfehn beabsichtigt, wegen

halber seine kürzlich von dem

Schlachtermester F. M. v. d. r.

erworbenen, in Fried-

richsfehn belegene

Anbauerstelle

mit Antritt zum 1. November

d. J. öffentlich meistbietend durch

mich verkaufen zu lassen.

Die Stelle besteht aus dem in

gutem Zustande befindlichen

Wohnhause und 6,9125 Hektar